

5 Philosophische und agrargeschichtliche Auffassungen des mitteleuropäischen Kulturkreises von der frühen Neuzeit bis zur Moderne

Der zeitliche Rahmen des folgenden Kapitels bewegt sich zwischen dem 17. und 20. Jahrhundert, wobei die letzten beiden Jahrhunderte auch als sog. „Moderne“ bezeichnet werden (Ploetz, 1999, S.651). Innerhalb dieser vergleichsweise kurzen Epoche verdichtet sich die Auswahl überlieferter Literatur der hier bearbeiteten Themengebiete erheblich. Grund dafür ist unter anderem die Etablierung des Buchdrucks, durch den die Schriften vervielfältigt und leichter erhalten bleiben konnten. Dieses Kapitel und damit auch der Untersuchungszeitraum für diese Arbeit insgesamt endet mit Beginn des 20. Jahrhunderts, also vor der zunehmenden Industrialisierung im landwirtschaftlichen Bereich.

5.1 Philosophische –Ethische Auffassungen zum Mensch- Tier- Verhältnis

Die im folgenden Kapitel dargelegten Auffassungen zum Tier sind durch erhebliche Unterschiede gekennzeichnet. Während einige Philosophen lediglich mehr beiläufig in ihren Schriften die Stellung der Tiere thematisieren, entwickeln andere ein eigenes tierethisches System.

5.1.1 Denker in der Zeit von 1600 bis um 1850

Insbesondere das 17. und 18. Jh. wird gemeinhin als Epoche der **Aufklärung** bezeichnet. Diese Bezeichnung erfasst alle prägenden, philosophisch- politischen Strömungen dieser Zeit in Europa. Charakteristisch für diese Zeit ist das Streben nach Harmonie, Toleranz und Gerechtigkeit sowie eine deistische Glaubensauffassung in den philosophischen Systemen, d.h. Gott hat die Welt zwar erschaffen, greift jedoch nicht mehr in den Weltablauf ein. Für die vorliegende Arbeit ist aber vor allem die Erhebung der Vernunft in den Gedankengebäuden zu einer eigenständigen Denkleistung des Individuums von Bedeutung, die gemeinsam mit dem Intellekt eine starke Betonung erfährt.

Die Akzentuierung der Vernunft findet bei Descartes, Spinoza und Leibniz ihren Höhepunkt. Sie werden auch als Rationalisten bezeichnet.

Der französische Philosoph **René Descartes (1596- 1650)** ist der Protagonist des rationalistisch–mechanistischen Dualismus. Nach seiner Auffassung sind Seele (Res cogitans) und die Materie (Res extensa) voneinander unabhängige Substanzen. Tiere sollen lediglich der Res extensa angehören und rein mechanisch funktionieren. Tier- und

Menschenseele sind nach Descartes Meinung von einer „ganz verschiedenen Natur“, da die menschliche Seele vom Körper getrennt existiert und unsterblich ist (Descartes, 1919, S.48f). In Tieren sieht er lediglich gefühllose Automaten, er vergleicht sie mit Uhrwerken, welche nach vorgegebenen Prinzipien fungieren. Seine Argumentation stützt Descartes dabei auf die Sprach- und Handlungsfähigkeit. Hinsichtlich des Sprachvermögens erklärt er: *„...es ist etwas recht Bemerkenswertes, daß es keine so stumpfsinnigen und dummen Menschen gibt, selbst die Irrsinnigen nicht ausgenommen, die nicht fähig wären, eine Reihe von Worten miteinander zu verbinden und daraus eine Rede zusammzusetzen, durch die sie ihre Gedanken verständlich machen können, und daß es im Gegenteil kein anderes Geschöpf gibt, so vollkommen und glücklich veranlagt es auch sein mag, das etwas Ähnliches tut“*. Selbst taubstumme Menschen seien in der Lage, sich anhand von Zeichen zu verständigen. Die Fähigkeit der sprachlichen Kommunikation assoziiert Descartes mit dem Vorhandensein von Vernunft und von Gedanken. Nur das sprechende Wesen, also der Mensch, verfügt über Vernunft, nicht aber die Tiere (ebd.).

Descartes meint, dass die menschlichen Handlungsfähigkeiten weitreichender sind als die Tierischen. Er schlussfolgert daraus, dass Tiere ohne jedes Bewusstsein und rein „aufgrund der Anordnung ihrer Organe“ agieren (Descartes, 1919, S.47).

Mit seiner Aussage „*Cogito, ergo sum*“ (ich denke, also bin ich) bezeichnet er das Vorhandensein einer Seele, einer denkenden Natur im Menschen. Für Tiere vermag er keine Seelentätigkeit nachzuweisen, was ihn dazu veranlasst, sie als rein automatisiert zu betrachten. In einem Brief an den Pater Gibieuf formuliert er im Jahre 1642 folgende These: *„Bezüglich der Tiere bemerken wir Bewegungen, die denen ähnlich erscheinen, die aus unseren Vorstellungen oder Meinungen folgen, deswegen aber noch keine Vorstellungen oder Meinungen sind. Und da diese selben Bewegungen im Gegenteil auch ohne Vorstellungen entstehen können, haben wir beweisende Gründe dafür, daß sie in ihnen auch so entstehen,...“* (Descartes, 1949, S.255).

Die entscheidende Konsequenz seiner Darlegung zieht er im Jahre 1649 in einem Brief an Henry More: *„Das Leben, von dem ich meine, daß es letztlich in nichts anderem als einer bestimmten Temperatur des Herzens besteht, habe ich keinem Tier abgesprochen; und eine Empfindung bestreite ich den Tieren auch nicht, soweit diese von einem körperlichen Organ abhängt. Somit ist diese meine Überzeugung nicht so sehr grausam gegenüber den Tieren als vielmehr etwas, womit ich den Menschen, zumindest denen, die sich nicht dem Aberglauben der Pythagoreer verschrieben haben, den Gefallen tue, indem ich sie von dem Verdacht entlaste, mit dem Verzehr oder dem Töten von Tieren ein Verbrechen zu begehen“* (aus: Schütt, 1990, S.108).

Ausgangspunkt der philosophischen Lehre des Holländers **Baruch de Spinoza (1632- 1677)** ist der Widerspruch des Glaubens, dass alles um eines Zweckes Willen geschieht und dass der Endzweck aller Dinge der Mensch sei. Diametral entgegen den Auffassungen mittelalterlicher, religiös geprägter Philosophen hält er es für einen Irrglauben, dass Gott die Natur für den Menschen geschaffen hat und den Menschen selbst nur, damit er Gott verehere. Nach der Auffassung von Spinoza hat sich der Mensch diese Lehre aus Unkenntnis und der Suche nach dem eigenen Nutzen selbst erdacht (Spinoza, 1905, S.35f).

In seiner Haltung gegenüber Tieren spielt diese Grundauffassung jedoch keine Rolle, da Spinoza keinerlei ethische Konsequenz für die Tiere zieht. Er hält Tiere für unvernünftig und

wertet die Vernunftfähigkeit als das entscheidende Indiz für eine klare Diskrepanz zwischen Mensch und Tier. Eine Begründung dafür leitet er in seinem Lehrsatz über die Affekte folgendermaßen ein: *„Die Affekte eines jeden Individuums weichen von den Affekten eines anderen um so viel ab, als die Wesenheit des einen Individuums sich von der Wesenheit des anderen unterscheidet“* (ebd., S.150). Er folgert, *„daß die Affekte der Lebewesen, die vernunftlos genannt werden (denn daß die Tiere Empfindung haben, können wir durchaus nicht bezweifeln, nachdem wir den Ursprung der Seele erkannt haben), sich von den Affekten der Menschen um so viel unterscheiden, als das ihre Natur sich von der menschlichen Natur unterscheidet...“* (ebd., S.151).

Spinoza unterscheidet die Lebewesen in ihrer arteigenen Natur und spricht den Tieren Seele und Empfindung zu. Der Mensch erhält aufgrund seiner „Andersartigkeit“ eine Sonderstellung, eine von der Natur geregelte und vorgegebene Machtposition. Diesem Naturrecht folgend *„... thut jeder Mensch das, was er nach den Gesetzen seine Natur thut, nach dem höchsten Rechte der Natur und er hat so viel Recht gegen die Natur, als seine Macht vermag“* (Spinoza, 1907, S.55).

Ausserhalb der Menschheit existiert im Denken Spinozas kein Lebewesen, welches dem Menschen nahesteht, mit welchem er Verbindung hat. Allein nach dem Verwendungszweck darf der Mensch über Erhalt oder Vernichtung anderer bewusster Wesen bestimmen (Spinoza, 1905, S.240).

Aus seiner Naturrechtlehre entwickelt Spinoza einen Vertrag des gegenseitigen Nutzens von Mensch und Tier. Dieser kontraktualistische Ansatz impliziert jedoch bereits von vorneherein, dass Tiere geringere Rechte besitzen: *„Es erhellt hieraus, daß jenes Gesetz, das kein Tier zu schlachten erlaubt, mehr in einem eitlen Aberglauben und in weibischer Barmherzigkeit, als in der gesunden Vernunft begründet ist. Das Gebot der Vernunft, unseren Nutzen zu suchen, lehrt zwar, daß wir uns mit den Menschen verbinden müssen, nicht aber mit den Tieren oder mit den Dingen, deren Natur von der menschlichen Natur verschieden ist; wir haben vielmehr ihm zufolge dasselbe Recht auf die Tiere, das diese auf uns haben. Ja, da eines jeden Recht durch seine Tugend oder Kraft definiert wird, haben die Menschen ein weit größeres Recht auf die Tiere, als diese auf die Menschen. Damit verneine ich jedoch nicht, daß die Tiere Empfindungen haben; wohl aber verneine ich, daß es deswegen nicht erlaubt sein soll, für unseren Nutzen zu sorgen und sie nach Belieben zu gebrauchen, und so zu behandeln, wie es uns am besten passt, da sie ja der Natur nach nicht mit uns übereinstimmen und ihre Affekte von den menschlichen Affekten der Natur nach verschieden sind ...“* (ebd., S.204).

Anders beim Menschen: Hier betont Spinoza das Gebot, „einträchtig“ miteinander zu leben, notfalls soll auf das Naturrecht (Recht des Stärkeren) verzichtet werden, wenn dadurch Schaden vom anderen abgewendet werden kann (ebd.).

Der Universalgelehrte **Gottfried Wilhelm Leibniz (1646- 1716)** tritt den philosophischen Lehren von Descartes und Spinoza scharf entgegen. Mit seiner Monadenlehre bildet er einen Gegenpol zu Descartes` Dualismus. Ausgangspunkt dieser Theorie bildet die Auffassung, die metaphysische, nicht sichtbare Welt bestehe aus vielen immateriellen Substanzen, sog. Monaden (Monas= Einheit). In seiner „Monadologie“ aus dem Jahre 1714 beschreibt Leibniz die Monaden als individuelle Kraftzentren eines jeden Körpers, welche gestaltlos und von aussen unbeeinflussbar innewohnen. Daneben werden Monaden als

Lebensprinzipien bzw. "Seelen" bezeichnet, welche unteilbar und zeitlos existent sind (Leibniz, 1966, S.435 ff). Sie bilden eine lückenlose, kontinuierliche Reihe von der höchsten göttlichen Monade bis zur einfachsten. Gemeinsam mit einem Körper bilden die Monaden eine lebende Substanz. Tiere befinden sich nach Leibniz im Zustand einfacher Lebewesen und deren Seelen im Zustand einfacher Monaden. Wie auch Menschen sollen Tiere über Empfindungen verfügen, besitzen aber keine geistige Reflexion und keine Vernunft (ebd., S.225ff): *„Daß die Tiere Schmerzen haben, kann man vernünftigerweise nicht bezweifeln; aber es scheint, daß ihre Freuden und Schmerzen nicht so lebhaft sind wie beim Menschen: denn da sie nicht reflektieren, so sind sie weder durch den Kummer, den Begleiter des Schmerzes, empfänglich, noch für die Freude, die Begleiterin der Lust“* (Leibniz, 1958, S.266). Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist nur ein gradueller. Alle Lebewesen bestehen aus der gleichen Grundsubstanz, wobei der Mensch additional über Vernunft und Selbsterkenntnis verfügt und somit zum Geist erhoben wird. Die Quelle allen Lebens ist Gott, er ist die ursprüngliche Substanz, aus der die Monaden entspringen (Leibniz, 1966, S.446).

Die Seele eines Tieres soll – einmal erschaffen – immer im Körper fortbestehen, im Tode "einschrumpfen" und bei der Entstehung des Lebens "anwachsen", also unvergänglich sein. Demgegenüber erklärt er die menschliche Seele als unsterblich, da nicht nur die Seelensubstanz, sondern darüber hinaus auch die Persönlichkeit erhalten bleibt (Leibniz, 1958, S.225f).

Entgegen der dualistischen Auffassung von Descartes` (res extensa - res cogitans) betrachtet Leibniz Seele und Körper als Einheit. Er vergleicht beide Wesenheiten mit zwei Uhren, *„die vollkommen in derselben Weise reguliert worden sind, wenngleich sie vielleicht von gänzlich verschiedenem Bau sind“* (Leibniz, 1966, S.66). Im Bezug auf das tierische Leben resultiert daraus, dass sie aus der rein materiellen Substanz zurückgeführt werden in eine einheitliche (materielle und intelligible) Welt, in der sich auch die Menschen befinden.

Gleichermaßen wie Descartes vergleicht Leibniz die Körper der Lebewesen mit einer *„Art göttlicher Maschine“*, welche die von Menschen konstruierten Maschinen bei weitem überragt: *„Denn eine durch menschliche Kunst gebaute Maschine ist nicht die Maschine in jedem ihrer Teile ... Die Maschinen der Natur jedoch, d.h. die lebenden Körper, sind noch Maschinen in ihren kleinsten Teilen bis ins Unendliche“* (ebd., S.450f). Das jedoch Tiere –wie bei Descartes geschehen - als Maschinen mit rein körperlichem Empfinden degradiert werden, verwirft er an anderer Stelle wiederum als einen Gedanken, der *„gegen die Ordnung der Dinge verstößt“* (ebd., S.259).

Insofern resultiert aus den Gedanken Leibniz` eine Annäherung zwischen dem menschlichen und tierischen Leben. Aus den gleichen Grundstoffen bestehend, von Gott erschaffen, empfindsam und beseelt sind sie sich in wesentlichen Zügen gleich.

Der Philosoph und Schriftsteller **Voltaire (François Marie Arouet, 1694- 1778)** gilt als Hauptvertreter der französischen Aufklärung. Den rationalistischen Auffassungen seiner Zeit, vor allem der Descartes` tritt er entschieden entgegen. In seinem Weltbild beschreibt Voltaire ein übergeordnetes Wesen, nach dessen Prinzipien die Welt in ihren einzelnen Teilen funktioniert. Die gesamte Natur basiert auf einer Ordnung, in der nichts ohne Zweck existiert. Als höchstes Wirkprinzip und größte Kraft vermag das Wesen die Gesetze der Natur zu lenken, denen die Gattungen der Lebewesen unterliegen: *„Weder die Sonne, noch die Schnecke, die Auster, der Hund, der Affe oder der Mensch haben sich von dem, was sie*

besitzen, irgend etwas selbst geben können; damit ist offenbar, daß sie alles empfangen haben. Der Mensch und der Hund sind ohne ihren Willen von einer Mutter geboren worden, die sie unfreiwillig in die Welt gesetzt hat... . Beide saugen an der Mutterbrust, ohne zu wissen, was sie tun... Beide haben nach einiger Zeit Vorstellungen, Gedächtnis und einen Willen; der Hund früher, der Mensch später“ (Voltaire, 1970, S.517f).

Daraus resultiert bei Voltaire eine grundlegende Gleichstellung zwischen Mensch und Tier. Alles Leben erhält seine Fähigkeiten von einem Wesen und besitzt nur soviel, wie es erhält. Obwohl der Mensch über höhere Befähigungen verfügt, so stammen sie doch aus derselben Quelle wie die der Tiere: *„Es wäre ein seltsamer Widerspruch, eine eigenartige Sinnlosigkeit, würden alle Gestirne, alle Elemente, alle Pflanzen, alle Tiere unablässig und unaufhaltsam den Gesetzen des höchsten Wesens gehorchen und allein der Mensch sein Verhalten aus sich heraus bestimmen“* (ebd., S.518). Jede Kreatur hat ihren eigenen Sinn und Zweck. Jedes Geschöpf hat seinen Stellenwert, selbst jeder Teil des Körpers ist zu einem Ziel bestimmt.

Die geistigen Fähigkeiten der Individuen sind deren individuellem Nutzen entsprechend mehr oder minder vorhanden. Die Ausprägung dieser Anlagen lassen für Voltaire keinerlei Rückschlüsse auf die jeweilige Lebensqualität zu, denn ein jedes lebt mit der Ausstattung, die es erhalten hat und ist nie geringer oder defizitärer als ein anderes (Voltaire, 1967, S.183).

Ausgehend von diesen Überzeugungen kritisiert Voltaire die menschliche Überheblichkeit, welche die eigene Gattung stets über andere Wesen stellt. Nur der menschliche Hochmut habe hervorgebracht, dass der ursprünglich bei Mensch und Tier gleichermaßen verwendete Seelenbegriff nun für die Tiere als *“substanzielle Form“* verstanden wird, während sich der Mensch durch eine einzigartige Seele abgrenzen will (ebd., S.183f).

Die von Descartes gelehrte Trennung von Seele und Körper bezeichnet Voltaire als *„schlimmste Gottlosigkeit“* (1967, S.184). Tiere und Menschen sind nach Voltaire gleichermaßen beseelt und denkend, haben Vorstellungen, Willen und Gedächtnis. Jedes Individuum entwickelt seine Fähigkeiten nur zu unterschiedlichen Zeitpunkten seines Lebens.

Hinsichtlich des Fleischkonsums beklagt Voltaire eine mangelnde Sensibilität für die Leiden der Tiere bei der Schlachtung. Aufgrund der Gewohnheit und durch die Distanz zum Tier empfinde kein Mensch Mitleid mit ihrem *„abscheulichen Tod“*. Die Vorgänge in den Schlachthöfen sind nach seinem Empfinden von einer *„oft gerade zu bestialischen Abscheulichkeit“*, die von der Kirche gebilligt wird. *„Wir müssen bis zu dem frommen Porphyrios und zu den mitfühlenden Pythagoreern zurückgehen, um jemanden zu finden, der uns in unserer blutigen Gefräßigkeit beschämt; ...“* (Voltaire, 1970, S.530). So erhält das tierische Leben in der Philosophie Voltaires eine Aufwertung und Angleichung an das menschliche Dasein. Ein ähnliches Gedankengut findet sich bereits etwa 1Jh. zuvor bei Montaigne.

Der Philosoph **Julien Offray de la Mettrie (1709 – 1751)** führt den von Voltaire und auch Montaigne propagierten Gedanken der Gleichartigkeit zwischen Mensch und Tier fort. Markanter Grundsatz seiner Philosophie ist, dass er die Descart'sche Metapher der tierischen Maschine auf den menschlichen Körper überträgt und dabei Körper und Geist als

Einheit definiert. Ausgehend von vergleichenden anatomischen Studien stellt de la Mettrie in seinem Werk "L'homme machine" aus dem Jahre 1748 eine weitgehende Übereinstimmung des menschlichen und tierischen Körpers fest. Er kommt zu dem Schluss, dass das Gehirn beim Menschen im Verhältnis zu anderen Lebewesen sehr groß erscheint. Aus dieser Tatsache schlussfolgert er jedoch kein erhöhtes Denkpotential, sondern sieht diese Fähigkeit vielmehr mit der Größe und Kraft von Seele und Körper des jeweiligen Lebewesens verknüpft (in: Schütt, 1990, S.120f). Als Vorzug des Menschen gegenüber dem Tier betrachtet de la Mettrie die Organisation des menschlichen Geistes, also die natürlichen Anlagen, durch die intelligible Fähigkeiten erst möglich werden (ebd., S.126). Eine Hierarchie innerhalb der Lebewesen existiert für ihn nicht, je nach Untersuchungsgegenstand sind Tiere hier mehr, dort minder befähigt als Menschen. In ihrer Grundsubstanz sind beide Lebewesen gleichartig: *„Der Mensch ist aus keinem kostbaren Ton gebildet; die Natur hat einen und denselben Teig verwandt und nur die Hefe ist verschieden“* (ebd., S.133f). So verfügt beispielsweise das Tierjunge infolge seiner Instinkte über mehr Kenntnisse als das Menschenkind und kann dadurch leichter überleben. Die Erziehung erst vermag den Menschen zu erheben - sofern er erziehbar ist (ebd., S.129f).

Aus seinen Beobachtungen des tierischen Verhaltens folgert de la Mettrie auf ein Vorhandensein von Empfindungen wie Gewissen, Schmerz, Freude und selbst Mitleid. Ihren natürlichen Gaben zufolge hält der Autor es für denkbar, dass Tiere wie der Mensch über Denkvermögen und Empfindung verfügen (ebd., S.132). Beide Lebewesen sind nach der Auffassung de la Mettries Maschinen. Sie bestehen beide aus einem Grundstoff und unterscheiden sich nur durch die Komplexität ihres Aufbaus: *„Einige Räder und Federn mehr als bei den vollkommensten Tieren, das Gehirn dem Herzen verhältnismäßig näher und bei gleichen Verhältnissen auch ein größerer Blutzufluss zu ihm, was wüßte ich sonst noch?“* (ebd., S.134). Durch den Glauben an identische Empfindungsqualitäten bei Mensch und Tier gelangt de la Mettrie zu der Auffassung, der Mensch sei nichts anderes als ein Tier in Menschengestalt: *„Denn gerade diese starke Analogie zwingt alle Gelehrten und wahrhaft Urteilsfähigen zu dem Eingeständnis, daß diese stolzen und eitlen Wesen, die sich mehr durch ihren Dünkel als durch ihren Namen "Mensch" unterscheiden, im Grunde nichts anderes als Tiere und senkrecht kriechende Maschinen sind, sogern sie sich auch darüber erheben möchten“* (ebd., S.139).

Neben der annähernden Gleichstellung von Mensch und Tier erachtet de la Mettrie die Lebensqualität beider als gleichartig. Über diese Betrachtung hinausgehend formuliert er keinerlei ethische Konsequenz für das Tier.

Der Philosoph **Jean -Jacques Rousseau (1712- 1778)** thematisiert seine Haltung zum Tier nur marginal. In seinen Schriften dienen die Tiere vorwiegend als Sinnbild der Natürlichkeit. Im Rahmen seines Postulates, indem der Mensch zu seiner Natur zurückfinden soll, setzt er sich mit den unterschiedlichen Eigenschaften von Mensch und Tier auseinander. Als eigentlichen Vorzug des Menschen gegenüber dem Tier erachtet Rousseau die Fähigkeiten, Ideen zu entwickeln und über sich selbst zu reflektieren: *„Ein jedes Tier hat Begriffe, denn ein jedes Tier hat Sinne. Ja, es kann noch bis zu einem gewissen Punkt einige Begriffe miteinander verknüpfen, und der Unterschied zwischen Mensch und Tier besteht bloß in dem Mehr oder Weniger“* (Rousseau, 1978, S.203f). Der Mensch ist in der Wahl seines Verhaltens frei, während Tiere ihrem Instinkt folgen können. Beide Geschöpfe betrachtet Rousseau in ihren Grundzügen als eine *„kunstvolle Maschine“*, welche ihrer jeweiligen Natur

gemäß handelt (ebd.). Im Unterschied zum tierischen Leben verfügt der Mensch über keine Instinkte, vermag sich aber durch Lernprozesse zu vervollkommen, wodurch er aber gewissermaßen entartet. Es besteht immer die Möglichkeit, das Erworben im Alter wieder zu verlieren. Die Tiere entwickeln sich in einer relativen kurzen Zeit und bleiben kontinuierlich für das ganze Leben auf dieser Ebene der geistigen und physischen Entwicklung. Durch die Beibehaltung seiner Instinkte erwirbt und verliert das Tier nichts.

Rousseau meint, dass die vermeintliche Überlegenheit der Menschen gegenüber Tieren aus der Überbewertung ihrer erlernten intellektuellen Fähigkeiten resultiert. Diese herrschaftliche Position findet ihren Ausdruck in der gezielten Nutzung der Tiere (ebd., S.232).

Rousseaus - für die vorliegende Arbeit - bedeutendste Aussage ist die Forderung, Tiere nicht zu misshandeln. In seiner Auslegung des Naturrechts haben Tiere nur bedingt Anteil, da sie „weder Einsicht noch Freiheit“ hätten, ein solches Gesetz wahrzunehmen. Dennoch ist Rousseau der Meinung, Tiere müssten aufgrund ihrer Empfindungsfähigkeit im Naturrecht berücksichtigt werden. Ferner habe der Mensch gewisse Pflichten gegen sie einzuhalten: „Wenn ich verpflichtet bin, meinesgleichen kein Leid zuzufügen, so geschieht es, mehr, weil es mit Empfindungen begabt ist, als weil es Vernunft besitzt. Da nun Menschen und Tiere das Vermögen zu empfinden miteinander gemein haben, so hat ein jedes das Recht, nicht umsonst von dem anderen mißhandelt zu werden“ (ebd., S.186). Somit propagiert er gewissermaßen Schutz und Recht für Tiere auf einer dem Menschen gleichberechtigten Basis und gehört damit wie J. Bentham (1789) mit zu den Begründern eines pathozentrischen Tierschutzes.

Auch Montaigne, de la Mettrie, Spinoza und Voltaire gehen von einer Gleichartigkeit aus, sie alle sehen Empfindungsfähigkeit auch bei Tieren. Mit Ausnahme von Spinoza ziehen alle den Schluss, dass das Handeln des Menschen gegen die Tiere diese Umstände zu berücksichtigen habe. Diese Schlussfolgerung ist im Hinblick auf die bisher betrachteten philosophischen Auffassungen neuartig.

Im Zentrum des Denkens von **Immanuel Kant (1724– 1804)** steht die menschliche Vernunft als erhabenes Potential über dem nicht- menschlichen Leben. Kant gilt als der bedeutendste Verfechter des anthropozentrischen Tierschutzes, also einem Schutz des Tieres zum Wohle der menschlichen Gemeinschaft. Der Ausgangspunkt seiner Ethik ist die Erhebung der Vernunftfähigkeit als entscheidende Eigenschaft über den moralischen Status eines Lebewesens. Obgleich der Mensch sich körperlich als Sinnenwesen nicht unbedingt von den Tieren scheidet oder über sie erhebt und als bedürftiges Wesen gilt, kann er sich seiner Vernunft bedienen, um sein „Wohl und Weh jederzeit in Betracht zu ziehen“ (Kant, 1922a, S.80). Eine moralische Verpflichtung hat der Mensch nach Kants Auffassung nur gegen Menschen, nicht aber gegenüber anderen Lebewesen. Er formuliert in seiner Schrift „Metaphysik der Sitten“: „Nach der bloßen Vernunft zu urteilen, hat der Mensch sonst keine Pflicht als bloß gegen den Menschen (sich selbst oder einen anderen); denn seine Pflicht gegen irgend ein Subjekt ist die moralische Nötigung durch diesen seinen Willen. Das nötigende (verpflichtende) Subjekt muß also erstlich eine Person sein, zweitens muß diese Person als Gegenstand der Erfahrung gegeben sein: weil der Mensch auf den Zweck ihres Willens hinwirken soll, welches nur in dem Verhältnisse zweier existierender Wesen zueinander geschehen kann (...). Nun kennen wir aber mit all unserer Erfahrung kein anderes Wesen, was der Verpflichtung (der aktiven oder passiven) fähig wäre, als bloß den

Menschen“ (Kant, 1922b, S.295). Sollte der Mensch glauben, anderen Geschöpfen verpflichtet zu sein, so beruht dies nur auf Missverständnissen. Eine gegenseitige Achtung bezieht sich nach Kant nur auf Menschen, da diese als Personen gelten und dem Sittengesetz folgen können. Tieren gegenüber kann der Mensch zwar Zuneigung oder Furcht empfinden, niemals aber Achtung (Kant, 1922a, S.99).

Der Mensch wird in der Philosophie Kants in die Höhe gehoben, da er zur intelligenten, erhabenen Welt gehört. Der Mensch ist für sich selbst erschaffen, die anderen Lebewesen sind ihm gänzlich überlassen: *„In der ganzen Schöpfung kann alles, was man will, und worüber man etwas vermag, auch bloß als Mittel gebraucht werden; nur der Mensch, und mit ihm jedes vernünftige Geschöpf, ist Zweck an sich selbst“* (ebd., S.112f).

Indessen setzt auch Kant der menschlichen Vormachtstellung über das Tier Grenzen. Misshandlung von Tieren empfindet Kant als höchst verachtenswert. In seiner Argumentation gegen den rohen Umgang mit dem Tier formuliert er zwar die Berücksichtigung eines Tierschutzgedankens, begründet diesen Schutz jedoch nur auf der Basis der moralischen Pflichten des Menschen gegen sich selbst: *„In Ansehung des lebenden, obgleich vernunftlosen Teils der Geschöpfe ist die gewaltsame und zugleich grausame Behandlung der Tiere der Pflicht des Menschen gegen sich selbst weit inniglicher entgegengesetzt, weil dadurch das Mitgefühl an ihrem Leiden im Menschen abgestumpft und dadurch eine Moralität im Verhältnisse zu anderen Menschen sehr diensame natürliche Anlage geschwächt und nach und nach ausgetilget wird; obgleich ihre behende (ohne Qual verrichtete) Tötung oder auch ihre, nur nicht bis über Vermögen angestrengte Arbeit (dergleichen auch wohl Menschen sich gefallen lassen müssen) unter die Befugnisse des Menschen gehören; dahingegen die martevollen physischen Versuche zum bloßen Behuf der Spekulation, wenn auch ohne sie der Zweck erreicht werden könnte, zu verabscheuen sind.- Selbst Dankbarkeit für lang geleistet Dienste eines alten Pferdes oder Hundes (gleich als ob sie Hausgenossen wären) gehört indirekt zur Pflicht des Menschen, nämlich in Ansehung dieser Tiere, direkt aber betrachtet ist sie immer nur Pflicht des Menschen gegen sich selbst“* (Kant, 1922b, S.296). Nach Kants Ansicht ist der Tierschutz nicht für das Tier an sich zu vollziehen, sondern er muss vielmehr als eine Ausdehnung der menschlichen Pflicht zur Moral verstanden werden, durch die verhindert werden soll, dass das menschliche Moralempfinden geschwächt wird.

Karl Christian Friedrich Krause (1741- 1832) ist der erste Philosoph, der ein Tierrechtssystem artikulierte. Ausgangspunkt seiner Philosophie ist diesbezüglich der Glaube an die Integration von Mensch und Tier in einer Welt, die von Gott durchzogen ist (ähnlich Herder, Schleiermacher und die Neoplatoniker). Das Tier erhält bei Krause zunächst den selben Status wie der Mensch, den des lebenden, selbstbestimmten und selbsterkennenden Wesens (Krause, 1889a, S.168f). Die Einbettung der Tiere in das göttliche Weltgefüge macht sich nach Krause derart bemerkbar, dass Gott ihnen unmittelbar als *„liebende, erbarmende, vorsorgende, rettende Vorsehung“* gegenwärtig ist (Krause, 1889b, S.284).

Ferner soll sich Gott insofern in den Menschen auswirken, als dass diese sich gegenüber den Tieren dem göttlichen Plan gemäß verhalten und die Liebe zu Tieren als eine Bestimmung auffassen : *„Und auch hierin kann und soll der wesennigige Mensch und die Menschheit Gott nachahmen im Denken, Empfinden und Handeln, dass sie auch den*

Thieren in wesenniger, erbarmender Liebe Erzieher, rettende, wohlthuende Helfer sind“ (ebd.).

In seinem Werk *“Der Menschheitbund“* formuliert er diese von Gott geleitete Einheit so, dass Mensch und Tier, welche als wesensähnlich begriffen werden, sich gegenseitig stärken und in friedlich liebender Gemeinschaft leben. In diesem Kontext fordert Krause die Abschaffung tiererniedrigender Vokabeln, *„welche der lieblose, in Urwissenheit und Rohherzigkeit versunkene Mensch von Thieren anwendet; so: fressen, saufen, verrecken, krepiren, geworfen werden- für: essen, trinken, sterben, geboren werden und das alles“* (Krause, 1900, S.250f). Krause erachtet das Menschenleben als das Höherwertigere in der von Gott gewollten Ordnung. Die Tiere seien nicht zum unmittelbaren Nutzen des Menschen, sondern vielmehr zur Verbesserung und Verschönerung seines Lebens erschaffen (ebd., S.64)

Das von Krause vertretene Recht der Tiere auf Leben und Gesundheit resultiert aus der Integration aller Geschöpfe in einem Naturbund. Der Autor bezeichnet es als Unrecht, Tiere zu töten oder töten zu lassen, wobei Notfälle eine Ausnahme bilden. Den Verzehr von Fleisch lehnt Krause mit Vehemenz ab. Daher soll der Bund dahingehend wirken, das Fleischessen ganz abzuschaffen. Die Nutzung von Tierleichen oder aber Milch, Blut und Fell sind gestattet. Auch die Verwendung von Tieren zur Arbeit empfindet Krause nicht als Unrecht. Krause macht in seiner Ethik jedoch Unterscheidungen innerhalb der Tierarten in gute und schlechte. So hält er die Einflussnahme auf die Fortpflanzung bei *„reissenden Thieren“* für gerechtfertigt und *„blutige, fleischfressende Thiere“* werden von ihm nicht geduldet (ebd., S.241f).

Am Ende seiner Ausführungen bemerkt Krause eine Unschlüssigkeit in seinen Forderungen. Sein Postulat, Tiere sollen ein Recht auf Leben haben, vermag er praktisch nicht zu untermauern. Letztlich sei es dem Menschen in vielen Regionen in Ermangelung anderer Nahrungsmittel nicht möglich, ohne den Verzehr von Tierfleisch zu überleben: *„Man kann auch dieses Erdeleben für Menschen und Thiere zu hoch anschlagen. Hinsichts der Menschen verbietet die Wissenschaft jeden Mord; hinsichts der Thiere ist mir die vollständige Entscheidung noch nicht klar“* (ebd., S.243). Krause ist sich in seiner eigenen These unsicher, da er nicht schlüssig begründen kann, in wieweit das Tier tatsächlich mit dem Menschen gleichgesetzt werden darf. Offen bleibt die Frage, ob Tiere bei der Tötung Schmerz empfinden und ob ihre Seele mit dem getöteten Körper verbunden ist (ebd.). Er lässt diese Fragen unbeantwortet und stürzt damit seine eigenen Behauptungen über Tierrechte.

Der zentrale Gedanke des Naturwissenschaftlers und Philosophen **Johann Gottfried Herder (1744- 1803)** zur Beziehung zwischen Mensch und Tier basiert auf dem Glauben an eine Analogie unter den Geschöpfen. Alle Lebewesen sind nach Herder in Körperbau und Lebensvorgängen, anatomisch und physiologisch, ähnlich und nach einem Prototyp gebildet. Neben morphologischen Ähnlichkeiten gelten für alle Lebewesen dieselben Gesetze des Wachstums, der Nahrungsaufnahme, der Fortpflanzung und des Todes. Alle haben ein Nervensystem und verfügen über Instinkte. Alle Organisationen der Natur sind Glieder einer Kette, stehen in bruchlosem Übergang zueinander. Vom Leblosen bis zum Menschen stellt die Welt ein Stufenreich von kontinuierlich aufeinanderfolgenden Seinsformen dar, die sich lückenlos aneinander reihen. In seinem System betrachtet Herder den Menschen als *“Mittelgeschöpf“* zwischen zwei Welten, übergeordnet über eine niedere sowie unterstes

Glied einer höheren (Herder, 1965, S.69ff). Nach Herder sind die Tiere „*der Menschen ältere Brüder*“, da sie entwicklungsgeschichtlich vor dem Menschen lebten (ebd., S.63). Hieraus folgert er, dass die Welt im Grunde allen Geschöpfen zusteht: *„Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst; in jedem Element machten die Tiere seine Alleinherrschaft streitig“*(ebd.).

Alle Arten von Lebewesen sollen nicht gleichzeitig, sondern vielmehr stufenweise erschaffen sein. Eine bestehende Art ist also die Existenzgrundlage für die nächste, sodass die Lebewesen aufeinander aufbauen (ebd., S.72f). Der Mensch steht am Ende aller bisherigen Wesen und er ist das von der Natur als Prototyp angesetzte Ziel, nach dem die Natur strebt. Jene Position bringt den Menschen in der Auffassung Herders in die Nähe Gottes, er hat gewissermaßen Anteil am göttlichen Dasein. Ganz im neoplatonischen Sinne ist die menschliche Gestalt ein Grund für die Vormachtstellung dieser Gattung: *„Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umherzuschauen... indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist: ein Göttersohn, ein König der Erde (...). Das Tier ist nur ein gebückter Sklave, wengleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigsten mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung; er stehet aufrecht (...). Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach, und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben, ein König“* (ebd., S.143f). Das Mensch- Tier- Verhältnis ist bei Herder vom Gedanken der menschlichen Vormachtstellung geprägt. Mensch und Tier werden dennoch aufgrund ihrer Gemeinsamkeiten als „Einheit“ (im Sinne einer lebendigen Pyramide) aufgefasst. Als *„Analogon der alles durchführenden Gottheit“* bindet der Mensch die Tierwelt in sein Mitgefühl ein. Nur in Überwindung dieses Mitleids kann der Mensch dem Tier ein Leid zufügen: *„Auch das Krümmen des zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig, und je vollkommener das Tier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählich dies organische Mitgefühl betäuben“* (S.154). So betrachtet Herder das Mitleid als eine im Menschen vorausgesetzte Eigenschaft. Er zieht darüber hinaus aber keine moralische Folgerung für den Umgang mit dem Tier.

Die Auffassung, dass Tiere ältere Brüder des Menschen sind, wurde erst etwa ein halbes Jahrhundert durch Charles Darwin (1809- 1882) populär. In seiner Lehre von der Entstehung der Arten fügte er den Menschen in den tierischen Stammbaum ein.

Der englische Jurist und Philosoph **Jeremy Bentham (1748- 1832)** ist der bekannte Hauptvertreter des Utilitarismus (Utilität= Nützlichkeit). Das fundamentale Prinzip dieser philosophischen Lehre ist das Erreichen des größtmöglichen Glücks für die größtmögliche Zahl von Menschen. Das Streben nach Glück bildet die Grundlage menschlicher Sittlichkeit; jede Handlung gilt erst dann als gut, wenn sie die Summe des Glücks der Menschheit und zugunsten der eigenen Persönlichkeit vermehrt.

Der utilitaristische Gedanke umfasst nicht nur Menschen, sondern auch Tiere. Hinsichtlich der Fähigkeit, Schmerz und Leid zu empfinden, sind Mensch und Tier gleichgestellt. Aus dieser Auffassung heraus formuliert Bentham die Forderung einer gesetzlichen

Gleichberechtigung von Mensch und Tier. Etwa zeitgleich wird in Frankreich die erste Menschenrechtserklärung ausgesprochen und publiziert. Die Position von Bentham erlangte einen hohen Bekanntheitsgrad und ist in die Geschichte der Tierschutzethik eingegangen: *„Der Tag mag kommen, an dem die Geschöpfe jene Rechte erlangen werden, die man ihnen nur mit tyrannischer Hand vorenthalten konnte. Die Franzosen haben bereits entdeckt, daß die Schwärze der Haut kein Grund dafür ist, jemanden schutzlos der Laune eines Peinigers auszuliefern. Es mag der Tag kommen, da man erkennt, daß die Zahl der Beine, der Haarwuchs oder das Ende des os sacrum gleichermaßen unzureichende Gründe sind, ein fühlendes Wesen demselben Schicksal zu überlassen. Was sonst ist es, das sonst hier die unüberwindbare Trennlinie ziehen sollte? Ist es die Fähigkeit zu denken, oder vielleicht die Fähigkeit zu sprechen? Aber ein ausgewachsenes Pferd oder ein Hund sind unvergleichlich vernünftiger und mitteilbarer Lebewesen als ein Kind, das erst einen Tag, eine Woche oder selbst einen Monat alt ist. Doch selbst vorausgesetzt, sie wären anders, was würde es ausmachen? Die Frage ist nicht: können sie denken? oder: können sie sprechen? sondern können sie leiden?“* (zitiert nach: Singer, 1994, S.84)

Allerdings gibt es für Bentham auch „gute Gründe“, Tier zu benutzen oder zu töten. Erstaunlicherweise beurteilt er den Tod als nicht besonders schlimm für die Tiere, *„denn sie haben nicht, wie wir, jene langsamen und grausamen Vorgefühle des Zukünftigen, und der Tod, den sie von uns empfangen, moechte wohl immer weniger schmerzhaft sein als derjenige, der sie im unvermeidlichen Laufe der Natur erwartet“* (Bentham, 1833, S.91). Als problematisch erachtet er jedoch die Misshandlung von Tieren, da sie leidensfähig sind. Um tierquälerischen Handlungen zu begegnen, schlägt er vor, *„das allgemeine Gefühl des Wohlwollens zu bilden, und die Menschen milder zu machen“*. Anhand dieser Mittel könne man grausamen Delikten zuvorkommen und möglicherweise vermeiden, dass der Verbrecher sich an Menschen vergreift (ebd., S.91f)

Dem Dichter **Johann Wolfgang von Goethe (1749- 1832)** gelang es im Rahmen seiner naturwissenschaftlichen Studien, die ursprüngliche Gemeinschaft allen menschlichen und tierischen Lebens nachzuweisen. Umfassend beschäftigte er sich mit der Morphologie der Tiere. Anhand vergleichend osteologischer Untersuchungen brachte er den Nachweis des Zwischenkieferknochens beim Menschen. Damit widerlegte er die Überzeugung damaliger Anatomen, dass Fehlen dieses Knochens beim Menschen sei die entscheidende Divergenz zwischen Mensch und Tier. Mit dem Nachweis des Os incisivi belegte Goethe die Verwandtschaft des Menschen mit den Säugetieren. In einem Brief an Knebel 1784 resümiert er diesen bedeutenden Sachverhalt: *„Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzo merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts einzelner finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit dem Tier verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe...“* (Goethe, 1962, S.323).

Goethe begreift die Welt als von Gott, der göttlichen Liebe und Kraft durchzogen. Alle Lebewesen in der Natur sind beseelt und nehmen Anteil an ihm. Der unterschiedliche Bau der Individuen resultiert aus Goethes Sicht aus der Umformung eines Urgebildes in die

jeweils gebrauchsfähige Gestalt. An der Spitze aller Kreaturen steht zwar der Mensch in seiner ganzen Vollkommenheit, doch ist in jedem Wesen stets ein Teil eines anderen enthalten, sodass alle miteinander verknüpft sind (ebd., S.136). Wiederholt erwähnt Goethe den Selbstzweck aller Tiere, alles Leben trägt seinen Sinn in sich selbst. Das tierische Leben bezeichnet er als „*physiologisch vollkommen*“, kein Teil des Körpers sei umsonst gebildet (ebd., S.301). In seiner Schrift „Die Metamorphose der Tiere“ aus dem Jahre 1806 formuliert er diesen Selbstzweck folgendermaßen:

*„Zweck sein selbst ist jegliches Tier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schoß der Natur und zeugt
vollkommene Kinder...
Doch im Inneren befindet sich die Kraft
der edleren Geschöpfe
sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen...“*
(1962, S.62f).

Goethe erachtet Menschen und Tiere auf ihre individuelle Art als vollkommene Geschöpfe. Jeder Körper ist seinen Bedürfnissen entsprechend ausgestattet, um nach seiner eigenen Art lebensfähig zu sein (Böttcher, 1975, S.50f). Ausgehend vom Gedanken der spezifischen Perfektion und Sinnhaftigkeit des organischen Lebens betrachtet er jedes Individuum als einen Komplex von Teilen, welche sich ihrem Vollkommenheitsgrad entsprechend gleichen oder aber differieren. Jedes Individuum ist in den Augen Goethes eine „*Versammlung von lebendigen, selbstständigen Wesen*“ von gleicher Anlage. Die Vielheit eines Lebewesens – sei es Mensch oder Tier- dürfe bei seiner Betrachtung nicht in Vergessenheit geraten:

*„Müset im Naturbetrachten, Immer eins wie alles achten,
Nichts ist drinne, nichts ist draußen: Denn was innen, das ist außen.
So ergreift, ohne Säumnis, Heilig öffentlich Geheimnis.
Freut euch des wahren Scheins, Euch des ernstesten Spieles.
Kein Lebendes ist ein Eins, Immer ist's ein Vieles“* (In: Conrady, 1985, S.446)

Im Zusammenhang mit der Idee des Selbstzweckes der tierischen Natur kritisiert Goethe die gängige Haltung, alles sei auf den Menschen hin geordnet und für ihn gemacht. So hält er es für einen Trugschluss der Eitelkeit, dass sich der Mensch stets für den letzten Zweck der Schöpfung hält und meint, alles Leben sei geschaffen, ihn zu stützen und ihm zu dienen. Goethe postuliert demgegenüber den ganzheitlichen Blick von außen und innen, um die Vollkommenheit eines Wesens zu erkennen und zu schätzen. Er ist der Auffassung, die Tiere sind ihrer Gestalt nach durch ihre Umwelt determiniert und zu der Zweckmäßigkeit gelangt, welche sie in ihrem Umfeld benötigen. Demnach ist das Tier nach den Gegebenheiten der Natur sowie nach Eigennutz geformt, nicht aber nach dem menschlichen Bedarf (Goethe, 1962, S.195-197).

Danach etabliert Goethe kein ethisches System für Tiere, er thematisiert den unmittelbaren Umgang mit dem Tier nicht. Aber: Er fordert einen anderen Blick auf das Tier und möchte es

als Mitglied der Naturgesellschaft und als Lebewesen mit Selbstzweck und Selbstliebe betrachtet wissen.

Um etwa 1790 entwickelte sich die Strömung der **Romantik** als eine Reaktion auf den Rationalismus und dessen einseitige Verherrlichung der Vernunft. Die Romantiker brachten das alte ganzheitliche Denken mit sich, dass vornehmlich in Antike und Renaissance vertreten war. Die zentralen Denker der Romantik sind Fichte, Schelling und Schleiermacher.

Der Theologe und Philosoph **Friedrich Schleiermacher (1768 – 1834)** gehört zu den Denkern, die eine monistische Weltauffassung vertreten. Er sieht die Welt von Gott durchströmt. Gott wird als die Einheit der Welt verstanden. Die Welt ist eine Erscheinung göttlichen Wirkens. Wenngleich die Lebewesen auch zum göttlichen Plan gehören, sieht Schleiermacher eine tiefe Kluft zwischen Mensch und Tier.

Seiner Anschauung zufolge steht das Tier dem Menschen in den geistigen Fähigkeiten wie Wahrnehmung äußerer Erscheinung und Selbstwahrnehmung - also Ich -Bezug - erheblich nach. Im Gegensatz zur menschlichen Empfindung soll das Tier Gefühle und Sinne entbehren und sein Leben in einem schlafähnlichen Zustand verbringen (Schleiermacher, 1913, S.150). Infolge mangelnder Erkenntnis ist das Tier unfähig, sich selbst aus einer Gemeinschaft hervorzuheben. Schleiermacher meint, Tiere verfügen nicht über Individualität im Sinne persönlicher Eigentümlichkeiten, sodass sie auch nicht als vollwertige "Persönlichkeit" bezeichnet werden könnten (ebd., S.448). Ein Selbstbewusstsein sieht Schleiermacher bei den Tieren nicht, er glaubt aber, etwas dem Bewusstsein ähnliches in ihnen zu erkennen (ebd., S.624). In allen Punkten ist der Mensch dem Tier überlegen.

Im Bezug auf die Tötung organischen Lebens vertritt Schleiermacher eine verblüffende Auffassung. In seiner "philosophischen Sittenlehre" erklärt er es für unsittlich, lebende Wesen (sei es tierische oder pflanzliche) zugunsten der höheren Vernunftwesen zu töten oder zu zerstören: *„Nichts ist schlechthin roher Stoff, aber alles ist nur um so mehr roher Stoff als weniger Leben und Gestaltung darin ist. Es wäre also ein Widerspruch den Zusammenhang der Natur mit der Vernunft dadurch zu befördern, dass Leben und Gestaltung wo sie schon sind zerstört würden. Wo aber Leben nicht ist, findet bei allen Veränderungen keine Herabwürdigung statt“* (1870, S.256). Wie aber der Mensch aus diesem Dilemma finden und sich sittlich korrekt verhalten und ernähren soll, wird von Schleiermacher nicht beantwortet.

Im Zentrum des Denkens von **Johann Gottlieb Fichte (1762- 1814)** stehen der Mensch und seine Stellung in Gefüge der Welt. Eigentliches Ziel des Menschen ist nach Fichte die völlige Übereinstimmung mit sich selbst als vernünftiges Wesen. Auf dem Wege, den eigentlichen Endzweck zu erreichen, muss der Mensch Herrschaft über alles Vernunftlose - also auch das Tier - erlangen und nach seinen Gesetzen beherrschen dürfen. Dennoch darf es nach Fichte nicht zum entgeltigen Erreichen dieses Ziels kommen: *„Alles Vernunftlose sich zu Unterwerfen, frei und nach seinem eignen Gesetze es zu beherrschen, ist letzter Endzweck des Menschen; welcher letzte Endzweck völlig unerreichbar ist und ewig unerreichbar bleiben muß, wenn der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu sein, und wenn er nicht Gott werden soll. Es liegt im Begriffe des Menschen, daß sein letztes Ziel unerreichbar, sein Weg zu demselben unendlich sein muß. Mithin ist es nicht die Bestimmung des Menschen, dieses*

Ziel zu erreichen“ (Fichte, 1922, S.227f.). Um seiner Bestimmung näher zu kommen, soll sich der Mensch seinem Ziel jedoch zumindest annähern.

Das Verhältnis Fichtes zum Tier ist folglich eher distanziert und zweckgebunden. Das Tier ist als Teil der Natur insofern zur Unterjochung durch den Menschen bestimmt, als das dieser versucht, die nicht- vernünftige Natur in Einklang mit seiner eigenen Natur zu bringen. So liegt es in der menschlichen Natur determiniert, die tierische Natur nach seinen Zwecken zu “modifizieren“ (Fichte, 1965b, S.304ff).

In seiner Naturrechtslehre unterscheidet Fichte Mensch und Tier strikt in ihrer Natur. Der Mensch hat in diesem Punkt nichts mit dem Tier gemein, er wird durch Erziehung und Bildung zu dem, was er ist. Bereits an seiner Körperhaltung macht sich seine Sonderstellung bemerkbar: *„Die Gattung hat, meines Erachtens, frei sich von Boden emporgehoben, und sich dadurch das Vermögen erworben, ihr Auge rund um sich herumzuwerfen, um das halbe Universum am Himmel zu erblicken, indess das Auge des Thieres durch seine Stellung an den Boden gefesselt ist, welcher seine Nahrung trägt (...). Dem Thiere ist der Boden Bette, und Tisch; der Mensch erhebt alles das über die Erde“* (Fichte, 1965a, S.83). Die Kluft zwischen menschlichem und tierischem Leben findet ihren Ausdruck in Fichtes Rechtsauffassung. Nur das menschliche Wesen ist ein Teil seines Rechtsbegriffes, da nur Menschen als Vernunftwesen in Beziehung zueinander stehen (ebd., S.55). Obwohl Tiere keinen Rechtsstatus besitzen, erwähnt Fichte die Misshandlung oder grundlose Tötung von Tieren als verachtenswert. Diese Haltung fußt auf der Sorge vor gesellschaftlicher Verrohung oder aber den Verlust der Selbstachtung einzelner (ebd., S.279).

Der Philosoph **Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775 – 1854)** hat eine naturfreundlichere Weltauffassung. Er betrachtet die Welt als ein zusammenhängendes System. Organische und anorganische Wesen werden durch eine Weltseele zum Gesamtorganismus verbunden. Die Welt und ihre Wesen unterliegen bestimmten Gesetzmäßigkeiten. Sterben und Geborenwerden sind nicht zufällige Geschehen, sondern zielen darauf hinaus, ein notwendiges Verhältnis zu erhalten (Schelling, 1985, S.477). In den Grundzügen des Naturgefüges erhält der Mensch zunächst keine herausragende Position: *„Das Leben selbst ist allen lebenden Individuen gemein, was sie voneinander unterscheidet, ist nur die Art ihres Lebens. Das positive Prinzip des Lebens kann daher keinem Individuum eigenthümlich seyn, es ist durch die ganze Schöpfung verbreitet, und durchdringt jedes einzelne Wesen als der gemeinschaftliche Athem der Natur“* (Schelling, 1857, S.503).

Schelling unterscheidet Mensch und Tier in ihren jeweiligen Eigenschaften. Das Tier ist der Natur näher, es lebt und handelt nach der Natur und entbehrt individueller Intelligenz. Alle instinktiven Handlungen der Tiere resultieren nicht aus vernünftigen Überlegungen, sondern aus blindem Trieb. Auch die tierischen Kunsttriebe wie beispielsweise der Bau einer Bienenwabe sind Folge natürlicher Gesetzmäßigkeiten. Den Tieren kommt als Individuen kein Fortschritt zu, weil sie in einen Zirkel von Handlungen eingeschlossen sind, über den sie nie hinaustreten (Schelling, 1985, S.474f).

Tiere verfügen nach der Auffassung Schellings über „*einseitige Charaktere*“, bestimmte Eigenschaften, welche den jeweiligen Gattungen innewohnen. Ähnliche Beschränkungen finden sich zwar auch beim Menschen wieder, doch soll dieser die Einseitigkeiten durch Bildung zusammenführen und zu einem Ganzen komplettieren. *„Denn wie oft eine vielbegabte Mutter ihren Kindern ihre Eigenschaften vertheilt und nur einem sich selbst*

eingebiert, so hat auch die Natur sich in den Thieren bloß einseitig ausgesprochen, und alle Strahlen ihrer Thätigkeit nur in einem Punkt als den Brennpunkt zusammenbrechen können. In diesen einen Punkt fällt der Mensch“ (ebd., S.480). Im Gegensatz zur Tierwelt ist beim Menschen jeder Einzelne ein Individuum einer gesamten Gattung. Daher hat allein er die Möglichkeit, sich zu vervollkommen. Das Tier wird also als ein Teil der Natur aufgefasst, der von der Natur bestimmt ist. Aufgrund seiner Eigenarten steht der Mensch über dem Tier. Schelling formuliert aus seinen Überzeugungen keine ethischen Konsequenzen für das Tier.

Eine im philosophischen Denken seiner Zeit neuartige Anschauung vom Tier vertritt der Philosoph **Arthur Schopenhauer (1788- 1860)**. Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten scheidet Schopenhauer die Tiere zunächst deutlich von Menschen. Er vertritt die Ansicht, Tiere seien verständige, jedoch vernunftlose Wesen ohne eigenes Denken und Abstraktion. Der tierische Intellekt liegt weit vom menschlichen entfernt. Im Unterschied zum Menschen fehlt ihnen ein Gedächtnis, sie leben stets in der Gegenwart. Das tierische Bewußtsein befindet sich nach Schopenhauer nur in der Gegenwart, Kenntnisse von Vergangenheit oder Zukunft bleiben ihnen verschlossen. Folglich haben sie einen geringeren psychischen Leidensdruck als menschliche Wesen. *„Sehr beschränkte Menschen mögen ihnen hierin nahekommen“*, da sie ebenso furchtlos gegenwärtig leben (Schopenhauer, 1938b, S.64). Eben diese eingeschränkten intellektuellen Fähigkeiten nimmt Schopenhauer zum Anlass, Tiere als Objekte des Mitleids zu betrachten und zugleich als Wesen absoluter Aufrichtigkeit zu erheben: *„Überhaupt spielen die Thiere gleichsam stets mit offen hingelegeten Karten: daher sehn wir mit so vielem Vergnügen ihrem Thun und Treiben unter einander zu, sowohl wenn sie der selben, wie wenn sie verschiedenen Species angehören. Ein gewisses Gepräge von Unschuld characterisirt dasselbe, im Gegensatz des menschlichen Thuns, als welches, durch den Eintritt der Vernunft, und mit ihr der Besonnenheit, der Unschuld der Natur entrückt ist (...). Eines eigentlichen Vorsatzes nämlich ist kein Thier fähig; ihn zu fassen und zu befolgen ist das Vorrecht des Menschen, und ein höchst folgenreiches“* (ebd., S.65).

Schopenhauer ist der Überzeugung, dass der intellektuelle Unterschied zwischen Mensch und Tiere nur ein gradueller ist. So sei ein Tier *„in der Hauptsache und im Wesentlichen“* doch dasselbe, was der Mensch ist und demzufolge auch menschlich zu behandeln. Auf diesem Gedanken fußt Schopenhauers Forderung nach einem Recht für Tiere: *„Denn erst, wenn jene einfache und über allen Zweifel erhabene Wahrheit ins Volk gedrungen seyn wird, werden die Thiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehn und demnach der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben seyn“* (Schopenhauer, 1939, S.400)

In seiner Moralphilosophie ist das Mitleid die moralische Triebfeder für das Handeln schlechthin. Durch die Identifizierung mit dem Gegenüber soll der Mensch Mitleid empfinden. Kann durch die Teilnahme am Leid des anderen sein Leiden vermindert werden, so entsteht daraus Wohlbefinden und Glücksgefühl. Das Phänomen des Mitleids bleibt nicht auf den Menschen beschränkt, sondern wird auf die Tierwelt ausgedehnt: *„Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder bewährt sich als die ächte ferner dadurch, daß sie auch die Thiere in ihren Schutz nimmt, für welche in den anderen europäischen Moralsystemen so unverantwortlich schlecht gesorgt ist“* (Schopenhauer, 1938c, S.238).

Schopenhauer sieht die Ursache der Misshandlung und Rechtlosigkeit von Tieren in der christlichen und jüdischen Religion sowie in der Philosophie begründet. Kants

anthropozentrischen Tierschutz (die Pflicht des Menschen gegen sich selbst) lehnt er als „empörend und abscheulich“ ab (ebd., S.162). Den Philosophen des Rationalismus hält er entgegen, aus Eigennutz „eine ungeheure Kluft, einen unermesslichen Abstand“ zwischen Mensch und Tier eröffnet zu haben. Mithin äußere sich die Versachlichung von Tieren, wie etwa zur gleichen Zeit auch Krause bemerkte, bereits im Sprachgebrauch der Deutschen, welche für „das Essen, Trinken, Schwangerseyn, Gebären, Sterben und den Leichnam der Thiere ganz eigene Worte haben“, um sich nicht mit ihnen identifizieren zu müssen (ebd., S.239).

Das von Schopenhauer gewünschte „Tierrecht“ erweist sich bei genauerer Beleuchtung allerdings als durchaus unkonkrete und rein theoretische Forderung. Der Autor setzt voraus, dass der mitleidende Mensch den Lebenswillen tierischer Wesen erkennt und entsprechend moralisch handelt. Da die moralische Handlung dann Glück und Wohlbefinden zur Folge haben soll, entsteht der Eindruck, moralische Handlungen werden – auch gegenüber Tieren – aus einem rein altruistischen Hintergrund heraus vollzogen. So postuliert Schopenhauer, die im Schlachthof zu tötenden Tiere zuvor mit Chloroform zu betäuben, um ihnen den Tod „ganz unfühler“ zu machen. Dies sei ein „edles, die Menschen ehrendes Verfahren“ (Schopenhauer, 1939, S.399), dem Menschen also gut und dienlich.

Das Recht der Tiere ist durch das Maß ihrer Intellektualität limitiert und endet spätestens dort, wo eine ernsthafte Konsequenz für das Wohlbefinden des Menschen droht: „Das Recht des Menschen auf das Leben und die Kräfte der Thiere beruht darauf, daß, weil mit der Steigerung der Klarheit des Bewußtseyns das Leiden sich gleichmäßig steigert, der Schmerz, welchen das Thier durch den Tod, oder die Arbeit leidet, noch nicht so groß ist, wie der, welchen der Mensch, durch die bloße Entbehrung des Fleisches, oder der Kräfte des Thieres leiden würde, der Mensch daher in der Bejahung seines Daseyns bis zur Verneinung des Daseyns des Thieres gehen kann, und der Wille zum Leben im Ganzen dadurch weniger Leiden trägt, als wenn man es umgekehrt hielte. Dies bestimmt zugleich den Grad des Gebrauchs, den der Mensch ohne Unrecht von den Thieren machen darf, welchen man aber oft überschreitet, besonders bei Lastthieren und Jagdhunden; wogegen daher die Thierschutzgesellschaften besonders gerichtet ist. Auch erstreckt jenes Recht, meiner Ansicht nach, sich nicht auf Vivisektionen, zumal der oberen Thiere. Hingegen leidet das Insekt durch seinen Tod nicht so viel wie der Mensch durch dessen Stich“ (Schopenhauer, 1938a, S.440).

Das Tier wird bei Schopenhauer durch die Einbeziehung in den Moralbegriff und die Forderung des Rechtsstatus in seiner Wertschätzung aufgewertet und erhält – mit strikter Klassifizierung der Spezies – eine Position unweit des Menschen.

5.1.2 Denker in der Zeit zwischen 1850 bis zum 20.Jh.

Der Naturwissenschaftler und Philosoph **Gustav Theodor Fechner (1801- 1887)** gehört gemeinsam mit Wilhelm Wundt zu den Begründern der modernen Psychologie im 19. Jahrhundert. Wie einige Philosophen vor ihm (Schelling, Schleiermacher, Herder, Krause, die Neoplatoniker) teilt Fechner die monistische Weltauffassung. Im Weltgefüge sind Mensch, Tier und Pflanze benachbarte Wesen, welche in einer Stufenfolge aufeinander aufbauen und miteinander in Verbindung stehen. Die Hierarchie umfasst auch die Erde an

sich, welche als „ein höheres Wesen über Menschen, Thieren und Pflanzen“ thront (Fechner, 1901, S.195f). Der wesentliche Mittelpunkt der Welt ist Gott, alle Dinge der Welt sind von Gott durchzogen und durch ihn beseelt. Gott stellt die Einheit für die lebenden Geschöpfe dar (Fechner, 1922, S.26)

Tiere verfügen nach Fechners Auffassung über alle Affekte, Gedanken und Willensbestimmungen und besitzen Gedächtnis und Zukunftsvisionen (ebd., S.64). Fechner beschäftigt sich vornehmlich mit der Seele, er dehnt die Beseeltheit auf alle Geschöpfe, also auch auf Pflanzen, aus. Die Tierseele erreicht dabei beinahe den Rang der Menschenseele (ebd., S.5). Mittels der Existenz einer Seele bei allen Geschöpfen kann zwischen den Lebewesen keine deutliche Grenze gezogen werden. Im Denken Fechners liegt der Unterschied zwischen Mensch und Tier in der Fülle der seelischen Regungen begründet: „Vom Menschen hinab zu den niedersten Tieren gibt es... eine große Stufenleiter. Aber wohlgemerkt, es ist nicht eine Stufenleiter der Stärke und Entschiedenheit des Seelenlebens, sondern eine Leiter der Vielfältigkeit und Verwicklungen des Seelenlebens. Das Seelenleben büßt beim Abstieg auf dieser Leiter nichts ein an Intensität und Deutlichkeit der Funktionen, sondern nur an Reichhaltigkeit; es vereinfacht sich nur; beides darf man nicht verwechseln“ (ebd., S.57). Insofern bricht Fechner die weitläufige Auffassung der tiefen Kluft zwischen Mensch und Tier und steht hier, gewollt oder nicht, in einer Reihe mit Montaigne, Rousseau und den anderen. Allerdings bleibt er eine Konsequenz für den Umgang mit den Tieren schuldig.

Auch **Wilhelm Wundt (1832- 1920)** tritt entschieden gegen die Erhebung menschlichen Lebens über tierisches. In seinen psychologischen Vorlesungen stellt er sich die Reihe der Lebewesen in psychischer und geistiger Organisation als eine zusammenhängende Stufenfolge dar, in der jedes Wesen über die gleichen grundlegenden Eigenschaften verfügt. Unterschiede zwischen Mensch und Tier sind daher nur graduell: „Die Thiere sind Wesen, deren Erkenntnis von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Ausbildung verschieden ist. Zwischen Mensch und Thier besteht keine tiefere Kluft als innerhalb des Tierreichs selber. Alle beseelten Organismen bilden eine Kette gleichartiger, die fest zusammenhängen, in der nirgends eine Lücke bleibt“ (Wundt, 1990, S.458). Das geistige und seelische -gleichermaßen vorausgesetzte- Leben der Tiere entspricht dem der Menschen und ist je nach Lebewesen mehr oder weniger ausgeprägt.

Nach Wundts Meinung haben Tiere Vorstellungen und Gedanken. Vermittels einer ihnen eigenen Sprache sind sie mitteilunfähig. Diese Erkenntnis ist im Denken Wundts Anlass, die Grenze zwischen Mensch und Tier aufzuheben: „Der Mensch steht nicht außerhalb jener Entwicklungsreihe, er nimmt nicht einmal für sich eine besondere Stufe ein, sondern er erreicht nur auf der unteren Stufe unsrer Reihe verhältnismäßig den höchsten Punkt. Weder die Begriffsbildung noch die Sprache hat der Mensch für sich allein. Daß bei den vollkommeneren Thieren auch Allgemeinvorstellungen existieren, läßt sich nicht bezweifeln, Allgemeinvorstellung und Begriff sind aber, wie wir früher gesehen haben, ihrem Wesen und ihrer Bildung nach nicht voneinander verschieden. Daß viele Thiere auch Mittel der geistigen Verständigung, eine Zeichen oder Lautsprache, besitzen, ist ebenso sicher“ (ebd., S.459). Darüber hinaus glaubt Wundt an eine Vernunftfähigkeit der Tiere, welche vorrangig aus sinnlichen Trieben geleitet ist.

In seinem Denken überwindet Wundt die Grenzziehung zwischen menschlichen und tierischen Lebewesen. Das Tier erscheint bei ihm als komplexes Wesen, das in seiner Art dem Menschen entspricht, sich lediglich in der Ausprägung seiner inneren Fähigkeiten scheidet.

Als Naturwissenschaftler legen Fechner und Wundt die Zusammenhänge in einem natur- bzw. entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang dar. Sie stehen damit in der Denktradition von Darwin und liefern naturwissenschaftliche Erkenntnisse als Grundlage für moralische Maximen, ohne diese selbst aufzustellen.

Noch profunder äußert sich der Philosoph **Eduard von Hartmann (1842- 1906)** in seinen Darlegungen zur Mensch-Tier-Beziehung. Er bezieht Tiere in sein Moralsystem ein und etabliert darüber hinaus ein eigenes Rechtssystem für sie. Eine Überlegung, die in ihrem Fundament schon bei Schopenhauer ersichtlich ist. Die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier ist zunächst die Prämisse seiner späteren Rechtsforderungen: *„Die Thiere sind mit uns gleichen Geschlechts, wenn auch nicht gleicher Art, unsere Vettern älterer Linie, gleichviel ob man in diesem Ausdruck nur ein Bild oder die treffende Bezeichnung einer wirklichen genealogischen Verwandtschaft sehen will. Sie sind nach gleichem Grundtypus gebaut, und ihr natürliches Leben verläuft in den gleichen natürlichen Verrichtungen wie das unsrige; aber auch ihr Seelenleben zeigt dieselben Grundfunktionen (Vorstellung und Wille nebst Gefühl), denselben Widerstreit zwischen Selbstsucht und socialen Instinkten, und dieselbe geistige Grundlage für Gebärden- und Wortsprache, wie die relative Verständnissfähigkeit aller höheren Thiere für die menschliche Wortsprache und die Fähigkeit einiger zur Nachahmung keineswegs unverständener Worte beweist. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist nur ein solcher des Grades; er wird nur dadurch scheinbar zu einem Unterschiede der Art, dass alle Säugethiere ausser dem Menschen stumm sind und darum in ihrem geistigen Leben auch nur mit stummen Menschen verglichen werden dürfen“* (Von Hartmann, 1886, S.21).

Von Hartmann ist davon überzeugt, dass Tiere abstrahieren können und genauso denkfähig sind wie ein stummer Mensch. Die Lautsprache scheint ihm zwar ein Vorteil, aber kein generelles Indiz für eine Grenze zwischen Mensch und Tier zu sein. Seine ethische Konsequenz formuliert er folgendermaßen: *„Dass wir zu den Thieren in moralischen Beziehungen stehen, ist hiernach zweifellos; die sittliche Verpflichtung, niemanden zu verletzen, vielmehr jedem nach Kräften zu helfen, bezieht sich auf alle empfindenden Lebewesen ohne Ausnahme, gleichviel ob man dieselben als Mitgeschöpfe desselben Herrgotts, als Kinder desselben Vaters im Himmel, als natürliche Vettern älterer Linie, oder als objektive Erscheinungen desselben Einen Weltwesens betrachtet“* (ebd., S.22)

Die moralische Verpflichtung ist völlig unabhängig von der Vollkommenheit eines Tieres und ist frei von jeglicher Erwartungshaltung einer Gegenleistung (ebd.). Das Tier wird im Denken von Hartmanns vornehmlich dann ein Rechtssubjekt, wenn es dem Menschen dienlich ist. So schuldet der Mensch dem genutzten Tier die Gegenleistung einer moralischen Verpflichtung, da er seine Dienste einfordert, verfügt aber dafür im Sinne eines Vertrages das „Befugnis- Recht“ zu eben dieser Nutzung (ebd., S.23).

Bezüglich der rechtlichen Stellung von Tieren fordert von Hartmann vom zu seiner Zeit geltenden Recht ausgehend die juristische Konsequenz, Tiere vor Misshandlungen auch dann zu schützen: *„wenn sie als eine insgeheim erfolgte, oder als eine vor zustimmenden*

Zuschauern stattgehabte nachgewiesen werden kann“ (ebd., S.24) Darin sieht er eine „wünschenswerte Änderung der Gesetzgebung der Thiere“, die im Reichsstrafgesetzbuch von 1879 Rohheit oder Bosheit in der Behandlung von Tieren nur dann straffällig sein lässt, wenn sie öffentliches Ärgerniss erregt. Hieraus erhofft er sich die rechtliche Diffamierung von Gewalt und Verbrechen gegenüber allen Teilnehmern der Gesellschaft.

Das Recht der Tiere auf Unversehrtheit beruht nach von Hartmann nicht zum Vorteil der menschlichen Spezies (wie bei Kant) oder auf der Basis des Mitleids (wie bei Schopenhauer), sondern fußt auf der Forderung nach Gerechtigkeit. Unter Einbeziehung des Gerechtigkeitsprinzips glaubt von Hartmann, eine ethische Grenzlinie des Verhaltens gegen Tiere ziehen zu können. Ein Empfinden der Gerechtigkeit erhalte ein Mensch dann, wenn er sich in die Lage des jeweiligen Gegenübers versetzt; erst dann begreift er dessen Situation und zieht seine moralischen Konsequenzen (ebd., S.26f). Da das Prinzip der Gerechtigkeit Mensch und Tier gleichermaßen berücksichtigt, unterstehen Tiere unter bestimmten Umständen den menschlichen Bedürfnissen: *„So lange die Menschen noch im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod verdienen und zeitweilig über ihre Kräfte sich anstrengen müssen, wird es eine Ungerechtigkeit bleiben, ihnen jede auch nur zeitweilige Überanstrengung der Arbeitsthier zu verwehren“* (ebd.) - *„Jedes Stück Nahrungsmittel, dessen sich ein Thier bemächtigt, obwohl es zur Ernährung eines Menschen hätte dienen können, verschlimmert die Situation der auf der Hungergrenze lebenden Glieder der Menschheit; jedes Mitleid auf diesem Gebiet opfert einen Menschen, um ein Thiere zu retten, wenn sich auch der dabei geopfert Mensch nicht mit dem Finger zeigen lässt. Aus diesem Gesichtspunkt ist jeder Luxus in der Erhaltung überflüssiger Thiere mit Nahrungsmitteln, die für Menschen hätten dienen können, ein Unrecht an der Menschheit (...)“* (ebd., S.28).

Als „überflüssige“ Tiere bezeichnet er einige Insekten und Wildtiere, die in Haus und Feld leben und „schmarotzen“. Solche Tiere hält er für unnützlich und trennt sie scharf von den – seiner Meinung nach - nützlichen. Da der Mensch nach von Hartmanns Auffassung „höhere sittliche und Kulturaufgaben“ zu lösen habe, verfügt er über höhere Pflichten gegenüber seiner eigenen Gattung als gegenüber der Tierwelt. Aus diesem Grunde ist er befugt, als Regulator bzw. limitierender Faktor „überflüssiger“ Tierarten zu fungieren und sie zu töten (ebd., S.29).

Nach der Auffassung von Hartmanns findet die Forderung der Ausdehnung moralischer Pflichten auf Tiere ihre Grenze dort, wo ein erheblicher Nachteil für Leib und Leben des Menschen zu befürchten ist. Unabhängig davon konzipiert er als erster Philosoph seiner Epoche ein ethisches System, in dem die Tiere vollständig Erwähnung und Berücksichtigung finden. In den Grundzügen wird durch ihn das heute geltende Prinzip der wesensmäßigen Gerechtigkeit im Handeln gegenüber Tieren entwickelt.

Der Philosoph **Friedrich Nietzsche (1844- 1900)** gilt als bekannter Vertreter nihilistischer und atheistischer Weltanschauung. Innerhalb seiner „Weltverneinung“ spielt das Tier primär die Rolle einer Metapher für den Menschen. Nietzsche sieht im Menschen ein Tier, das ohne Ziel und Zweck lebt und durch sein Schicksal gesteuert wird. Grundsätzlich glaubt er -wie seine Zeitgenossen Fechner, Wundt und Hartmann- in den Eigenschaften von Mensch und Tier keine fundamentalen Unterschiede zu erkennen. Damit steht auch er in der Denktradition von Montaigne (und den anderen). Entsprechend seiner tierischen Natur hat der Mensch keinerlei Veranlassung, sich über die Natur anderer Geschöpfe zu erheben und

sich als Ebenbild Gottes zu betrachten. Der Mensch kommt als ein Wesen unter unzähligen anderen vor und ist ebenso ohne jegliche Notwendigkeit: „*Er ist durchaus keine Krone der Schöpfung, jedes Wesen ist, neben ihm, auf einer gleichen Stufe der Vollkommenheit (...)*.“ (Nietzsche, o.J., S.330). Alle Lebewesen lassen sich zwar in ihrer Entwicklungsgeschichte auf Vorgängerformen zurückführen, haben aber seit ihrer Entstehung aus dieser Form eine eigene Entwicklung zur Vollkommenheit, also zur optimalen Anpassung an die gegebenen Umweltbedingungen vollzogen.

Über den Vergleich von Mensch und Tier hinausgehend äußert sich Nietzsche mehrfach konkret zum Mensch- Tierverhältnis. In seiner Schrift „Menschliches, Allzumenschliches“ macht er den Menschen den Vorwurf der „*völligen Unverantwortlichkeit*“ im Umgang mit Tieren: „*Wir tödten und verwunden zum Beispiel Insecten oder lassen sie leben und denken für gewöhnlich gar Nichts dabei. Wir sind so plump, dass schon unsere Artigkeiten gegen Blumen und kleine Thiere fast immer mörderisch sind: was unser Vergnügen an ihnen gar nicht beeinträchtigt.- Es ist heute das Fest der kleinen Thiere, der schwülste Tag des Jahres: es wimmelt und krabbelt um uns, und wir zerdrücken, ohne es zu wollen, aber auch ohne Acht zu geben, bald hier, bald dort, ein Würmchen und gefiedertes Käferchen*“ (Nietzsche, 1967, S.215). Durch die Menschen werden Tiere in ihre Verwendungsmöglichkeiten und Nützlichkeit eingeteilt und erhalten eine entsprechende Kategorisierung, welche über ihren moralischen Status entscheidet: „*Bringen die Thiere uns Schaden, so erstreben wir auf jede Weise ihre Vernichtung, die Mittel sind oft grausam genug ohne dass wir dies eigentlich wollen: es ist die Grausamkeit der Gedankenlosigkeit. Nützen sie, so beuten wir sie aus: bis eine feinere Klugheit uns lehrt, dass gewisse Tiere für eine andere Behandlung, nämlich für die der Pflege und Zucht reichlich lohnen. Da erst entsteht Verantwortlichkeit*“ (ebd., S.215f). So würden rohe und grausame Handlungen gegen Haustiere unterlassen, um gesellschaftlichen Schaden vorzubeugen. In letzter Konsequenz sorgt sich der Mensch jedoch nicht um das tierische Wohl sondern um sein eigenes: „*Wer in der Gemeinde ein Vergehen wahrnimmt, fürchtet den indirecten Schaden für sich: und wir fürchten für die Güte des Fleisches, des Landbaues und der Verkehrsmittel, wenn wir die Haustiere nicht gut behandelt sehen. Zudem erweckt der, welcher gegen Thiere roh ist, den Argwohn, auch roh gegen schwache, ungleiche, der Rache unfähige Menschen zu sein; er gilt als unedel, des feinen stolzes ermangelnd*“ (ebd., S.216).

Im Bezug auf sein Verhalten gegenüber Tieren bezeichnet Nietzsche den Menschen als „*das grausamste Tier*“. Nietzsche kritisiert den menschlichen Gattungsdünkel. Dabei bezieht er sich konkret auf die determinierte Tötung und Nutzung von Tieren. Nietzsche beschreibt und klagt an. Schlussfolgerungen zum Handeln überlässt er dem Leser.

Die zentrale Idee der Ethik von **Albert Schweitzer (1875- 1965)** ist die moralische Berücksichtigung eines jeden Lebens. Er weitet damit die schon bei von Hartmann aufgestellte Forderung auf alle Lebewesen, selbst Bakterien, aus. Schweitzer vertritt in seiner Schrift „Lehre der Ehrfurcht vor dem Leben“ die These, dass in jedem Wesen der Wunsch zum Leben vorhanden ist und als solches vom Menschen berücksichtigt werden muss: „*Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will. Das Geheimnisvolle meines Lebens ist, daß ich mich genötigt fühle, mich gegen allen Willen zum Leben, der neben dem meinem im Dasein ist, teilnahmsvoll zu verhalten*“ (Schweitzer, 1962, S.30). Aus diesem Postulat leitet Schweitzer die moralische Bewertung für den Umgang mit dem Lebenden ab. In diesem Kontext sind Handlungen entweder nur gut oder nur böse: „*Das*

Wesen des Guten ist: Leben erhalten, Leben fördern, Leben auf seinen höchsten Weg bringen. Das Wesen des Bösen ist: Leben vernichten, Leben schädigen, Leben in seiner Entwicklung hemmen“ (ebd.). Eine Voraussetzung für einen solchen Respekt gegenüber anderem Leben sieht Schweitzer in dem „Prinzip der Liebe“ und auch dem Mitleid, welches für alle Natur empfunden werden soll. Vermittels einer tiefen Liebe zu allem Lebenden erkenne der Mensch die Einsicht seiner unendlichen Verantwortung und Verpflichtung gegenüber den Wesen (Schweitzer, 1991, S.80).

Die geistige Fähigkeit eines Lebewesens ist in der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben nicht relevant, ebenso die Frage nach der Empfindungsfähigkeit: *„Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben macht keinen Unterschied zwischen höherem und niederem, wertvollerem und weniger wertvollem Leben. Sie hat ihre Gründe, dies zu unterlassen. Das Unternehmen, allgemeingültige Wertunterschiede zwischen den Lebewesen zu statuieren, läuft darauf hinaus, sie danach zu beurteilen, ob sie uns Menschen nach unserem Empfinden näher oder ferner zu stehen scheinen, was ein ganz subjektiver Maßstab ist. Wer von uns weiß, was das andere Lebewesen an sich und in dem Weltganzen für eine Bedeutung hat?“* (Schweitzer, 1962, S.55). Das entscheidende Kriterium ist der Wille zum Leben, den Schweitzer überall und in jedem Wesen voraussetzt. Diesbezüglich stellt er alle Lebewesen auf die gleiche Stufe.

Schweitzer dehnt seine Ethik betont auf alles Leben aus. Unweigerlich entsteht der Konflikt der Kollision von menschlichen Interessen gegenüber denen anderer Lebewesen. Der Mensch kann auch bei größter Zurückhaltung nicht ohne die Beeinträchtigung anderen Lebens existieren. Schweitzer begegnet dieser Problematik mit dem Vorschlag, der Mensch müsse sich in jedem Falle der Überlegenheit der vollen Verantwortung seiner Tat bewusst sein: *„Wer sich von der Ehrfurcht vor dem Leben leiten läßt, schädigt und vernichtet Leben nur aus Notwendigkeit, der er nicht entrinnen kann, niemals aus Gedankenlosigkeit. Wo er ein Freier ist, sucht er nach Gelegenheit, die Seligkeit zu kosten, Leben beistehen zu können und Leid und Vernichtung von ihm abwenden zu können. Wo ich irgendwelches Leben schädige, muß ich mir darüber klar sein, ob es wirklich notwendig ist. Über das Unvermeidliche darf ich in nichts hinausgehen, auch nicht in scheinbar Unbedeutendem“* (Schweitzer, 1962, S.56). Tatsächlich ist es im Falle einer unvermeidbaren Verletzung der Ehrfurcht vor dem Leben des Menschen freie Entscheidung und Abwägung, inwieweit er einem Lebewesen Leid zumutet.

Es ist gemäß Schweitzer des Menschen Pflicht, tierisches (oder pflanzliches) Leid oder Verderben zu erkennen und zu minimieren. Hinsichtlich der Verantwortung gegenüber Tieren macht der Mensch sich schuldig, wenn er deren Leiden nicht wahrnimmt und zu hindern bemüht ist: *„Wenn soviel Mißhandlung gegenüber der Kreatur vorkommt, wenn der Schrei der auf dem Eisenbahntransport verdurstenden Tiere ungehört verhallt, wenn in manchen Schlachthäusern noch Rohheit waltet, wenn in unseren Küchen Tiere von ungeübten Händen qualvollen Tod empfangen, wenn Tiere durch unbarmherzige Menschen Unmögliches erdulden oder dem grausamen Spielen von Kindern ausgeliefert sind, tragen wir alle Schuld daran“* (ebd., S.58).

Ob die Leiden einer Kreatur vermeidbar sind oder nicht, ist unwesentlich. Faktisch führt beides zu Schuld. Ein Mensch kann die aufgeladene Schuld zumindest teilweise sühnen, indem er die Leiden anderer Tiere lindert und ihnen Hilfe leistet (ebd., S.26).

Das ethische System Schweitzers führt zu einer Erhöhung der Wertschätzung von Tieren als Lebewesen mit Willen zum Leben. In letzter Konsequenz hat der Mensch eine erhobene Position, da er die Entscheidungsbefugnis über andere Lebewesen hat.

Der Philosoph **Leonard Nelson (1882- 1927)** entwickelt ein eigenes System der Tierethik, dessen Grundidee sich bereits in den Prinzipien von Hartmanns findet. Im Mittelpunkt seiner Überlegung steht die konsequente moralische und rechtliche Berücksichtigung von Tieren, welche er durch ihre "Interessensfähigkeit" begründet. Nelson verzichtet dabei auf eine Beleuchtung der geistigen Fähigkeiten von Tieren. Die Frage, ob ein Wesen Interessen hat, ist von der Vernunftfähigkeit unabhängig.

Nelson geht davon aus, dass Tiere Träger von Interessen sind. Aufgrunddessen schließt er sie in seine Rechtsauffassung vollständig ein, während andere Dinge (und auch Pflanzen) ausgeklammert werden: *„Das Kriterium für den Rechtsbegriff ist nicht der Begriff des Reagierens auf Reize, sondern der Begriff des Interesses. Daraus, daß die Klingel auf Reize reagiert, wird niemand schließen, daß sie Interesse habe“* (Nelson, 1949, S.168).

Um die Interessen des tierischen Gegenübers wahrzunehmen, schlägt Nelson vor, jeweils einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, sich also in das andere Lebewesen hineinzusetzen. Als anschauliches Beispiel einer solchen Situation formuliert Nelson die Frage nach der Befugnis schmerzloser Tötung von Tieren: *„Die Antwort ergibt sich leicht, wenn wir nur die Frage stellen, ob wir, wenn wir selber schmerzlos getötet würden, darum in unserer Tötung einwilligen würden. Wir würden nicht einwilligen, weil unser Interesse am Leben durch Tötung verletzt wird, mag die Tötung so schmerzhaft und so grausam sein, wie sie will“* (ebd., S.168). In ihren Interessen (z.B. dem Interesse zu Leben) sind Mensch und Tier völlig gleich gestellt, weshalb es keinen Grund gibt, die Interessen der Tiere hinter die der Menschen zu stellen.

Aus dem Prinzip der Gleichstellung folgert im Falle einer Kollision menschlicher und tierischer Interessen die Abwägung der Frage, welches Lebewesen nun die stärkeren Interessen vertritt (ebd., S.169f). Eine Abwägung wiederum erfolgt stets nach der Methode des sich Hineinfühlens. Wie weit eine Handlung überhaupt gehen darf, legt Nelson in seiner Handlungsmaxime, die an Kant erinnert, dar: *„Handle nie so, daß du nicht in deine Handlungsweise einwilligen könntest, wenn die Interessen der von ihr Betroffenen auch deine eigenen wären“* (Nelson, 1992, S.63). Tiere sind durch das "Gleichheitsprinzip" in diese Maxime integriert und eine Handlung gegenüber Tieren will entsprechend abgewogen sein.

Aus der Tatsache der Interessensfähigkeit von Tieren leitet Nelson eine Rechtsstellung der Tiere ab. Tiere sind nach seiner Auffassung Objekte von Pflichten und können daher den Status einer Person einnehmen: *„Alle angeblichen Pflichten gegen uns selber sind, sofern sie den Namen der Pflicht verdienen, mittelbar Pflichten gegen andere Personen und nur als solche ableitbar. (...) Wenn wir ein Wesen, dem gegenüber wir Pflichten haben, kurz ein Objekt von Pflichten nennen, so können wir sagen, daß nur andere Personen Objekte von Pflichten sein können. Daneben steht der Satz, daß alle andren Personen, sofern wir auf sie einwirken, Objekte von Pflichten für uns sind. Denn als Subjekt von Interessen hat eine Person Rechte, d.h. einen Anspruch auf Achtung ihrer Interessen nach dem Gesetz der persönlichen Gleichheit“* (Nelson, 1949, S.162). Demnach haben Menschen moralische Pflichten gegenüber Tieren und können nicht ohne weiteres ihre eigenen Belange vorziehen.

Im Gegensatz zu von Hartmann sind bei Nelson die Rechte von Mensch und Tier bis zur letzten Konsequenz äquivalent. Die Spezies Mensch hat keinerlei Sonderstatus: *„In jedem Fall einer Kollision zwischen unserem Interesse und dem eines Tieres müssen wir vielmehr nach gerechter Abwägung entscheiden, welches Interesse den Vorzug verdient. So kann es sehr wohl erlaubt sein, das Interesse eines Tieres zu verletzen, wenn sonst ein überwiegendes Interesse unsererseits verletzt würde. Aber hier ist auch sogleich die Grenze gesetzt, wie weit die Verletzung gehen darf. Die Erlaubnis läßt sich nur ableiten unter der Voraussetzung, daß wirklich eine Kollision vorliegt, was von Fall zu Fall bewiesen werden muß. Ist dieser Nachweis geführt, so fragt es sich ferner, auf welcher Seite das überwiegende Interesse liegt. Keinesfalls ist es zulässig, das Interesse des Tieres ohne weiteres als minderwertig anzusehen und es daraufhin zu verletzen“* (ebd., S.169).

Wie bereits erwähnt, bleibt in Nelsons System die Vernunftfähigkeit eines Wesens ohne Relevanz auf seinen Rechtsstatus. Im Falle einer Wertung der geistigen Fähigkeiten müssten Kinder und „Schwachsinnige“ dann den Tieren gleichgestellt werden und mindere Rechte beanspruchen (ebd., S.170). Das einzige, was die Vernunft ausmacht, ist die Vermehrung der Pflichten, nicht aber der Anspruch auf höhere Wertigkeit (ebd., S.172).

Tiere werden nach Nelson folglich als vollwertige Objekte der Moral angesehen und dem Menschen in ihren Rechten gleichgestellt.

Der Anthropologe **Arnold Gehlen (1904- 1976)** versucht, ähnlich wie Max Scheler, die Sonderstellung des Menschen unter den lebenden Wesen in neuartiger Weise zu begründen. Seine Thesen finden sich bereits bei dem Sophisten Protagoras und sind keinesfalls ein Novum. Der zentrale Punkt im Denken Gehlens ist die Idee, der Mensch sei ein „Mängelwesen“. Ein Mensch ist nicht wie die Tiere von Geburt an mit Instinkten ausgestattet. Ferner mangelt es dem Menschen an einer hinreichenden organischen Ausstattung, die ihn vor Kälte, Hunger und Feinden schützt. Unter urchinlichen Bedingungen müsste er *„als bodenlebend inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere schon längst ausgerottet sein“* (Gehlen, 1966, S.33).

Gehlen macht Tiere zum Maßstab des Menschen; er vergleicht die menschlichen Fähigkeiten stets mit den tierischen und resümiert, dass dem Menschen die Spezialisierungen fehlen, mit welchen andere Lebewesen ihr Überleben zu sichern vermögen (ebd., S.33f). So sei der Mensch beispielsweise gegenüber Großaffen *„hoffnungslos unangepaßt“* und von einer beispiellosen *„biologischen Mittellosigkeit“*. Diese eklatanten Mängel versucht der Mensch durch seiner Hände Arbeitsfähigkeit sowie seiner Intelligenz auszugleichen. Aus diesem Grunde sei er *„aufgerichtet, umsichtig“* und mit *„freigelegten Händen“* versehen. Die von Scheler proklamierte Weltoffenheit des Menschen ist in Gehlens Augen eine Entbehrung der Anpassungsmöglichkeiten in den individuellen Lebensraum (ebd., S.34f).

Aus diesen Überlegungen heraus entwickelt Gehlen seine Theorie der menschlichen Sonderstellung. Die von Natur aus vorgegebenen Mängel weiß der Mensch zu kompensieren. Aufgrund einer fehlenden Festlegung der Instinkte ist er in seiner Wahrnehmung offen (bei Tieren reduziert sich das Wahrnehmungsfeld auf einen kleinen Bereich, welcher für ihre Instinkthandlung relevant ist) und somit dem Zwang unterworfen, zu handeln und zu lernen. Die Umgestaltung der Natur in die dem Menschen zugängliche Welt entspricht im Denken Gehlens dem Begriff der menschlichen Kultur.

Gehlen bezeichnet den Menschen daher auch als "Kulturwesen". Der Mensch passt sich in seine Natur ein, gestaltet sie zur Kultur und handelt - er ist ein Handlungswesen. Das Tier hingegen ist an die Natur angepasst und besitzt nicht die Fähigkeit der Variabilität (ebd., S.37f).

5.1.3 Zusammenfassung

Die neuzeitlichen Denker unterschieden sich untereinander in ihren Auffassungen zum Mensch-Tier - Verhältnis erheblich. Viele Positionen fanden sich schon bei den Philosophen in Antik und Mittelalter und wurden neu formuliert und ergänzt. Darüber hinaus wurden Thesen propagiert, die zuvor noch nicht vertreten wurden. Innerhalb der Epoche wiederholten sich bestimmte Argumentationen häufig, andererseits beleuchteten die Denker einzelne Thesen völlig unterschiedlich. Unter dem Einfluss der Erkenntnisse der Naturwissenschaften, insbesondere auch der Erkenntnisse über die Evolution des Lebens, griffen die Auffassungen einer grundsätzlichen Gleichheit von Mensch und Tier zunehmend Raum, die dann auch in den Moralsystemen Berücksichtigung fanden.

Die wichtigsten Argumente können folgendermaßen zusammengefasst werden:

- Nach der Ansicht von Descartes sind Tiere nach mechanischen Prinzipien funktionierende Wesen. Sie haben weder Sprache noch Vernunft. Ihre Seele ist eine andere als die der Menschen.
- Leibniz, de la Mettrie und Rousseau zufolge ist nicht nur der tierische, sondern auch der menschliche Körper eine Maschine. Beide Lebewesen sind analog aufgebaut und verfügen über die gleichen Eigenschaften.
- Tiere sind zwar beseelt und empfindungsfähig, entbehren aber die Vernunftfähigkeit (Leibniz und Spinoza). Spinoza folgert daraus, dass Tiere keine Rechte haben.
- Da Tiere empfindungsfähig sind, verfügen sie über Rechte. Diese Rechte müssen berücksichtigt werden. Der Mensch ist verpflichtet, ihnen kein Leid zuzufügen. (Voltaire, Rousseau und Bentham)
- Jedes Lebewesen hat seinen eigenen Sinn, Mensch und Tier haben die gleichen Fähigkeiten (Goethe, Voltaire). Die Abgrenzung des Menschen vom Tier entspringt dem menschlichen Hochmut (Voltaire).
- Nach Kant ist der Mensch allein gegen sich selbst verpflichtet, er ist sein eigener Zweck. Mit Bentham und Fichte teilt Kant die Meinung, grausame Handlungen gegen Tiere seien aufgrund der Sorge um die Verrohung des menschlichen Mitgefühls abzulehnen (Kant, Bentham, Fichte).
- Nach Krause haben Tiere ein Recht auf Leben und Gesundheit. Daher soll der Mensch nicht töten und sich tierischer Produkte enthalten.
- Menschen sind höhere Geschöpfe als Tiere, da sie einen aufrechten Gang und Anteil am Göttlichen haben (Herder und Fichte).
- Mensch und Tier sind in einer hierarchischen Stufenfolge aufeinander hin geordnet (Schleiermacher, Schelling, Herder, Goethe, Krause, Fechner und Wundt).

- Herder, Goethe und von Hartmann teilen die Auffassung, dass Tiere der Menschen ältere Brüder und alle Lebewesen miteinander verbunden sind. Aufgründdessen hält Herder den Glauben, alles sei auf den Menschen hin gerichtet, für einen Trugschluss der Eitelkeit.
- Tiere sind ebenso wie Menschen Objekte des Mitleids (Herder, Schopenhauer und Schweitzer).
- Der Ansicht Fichtes folgend ist der Mensch dazu gemacht, die Natur zu beherrschen. Durch Erziehung und Bildung wird er vollkommen.
- Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist nur ein gradueller (Leibniz, Voltaire, de la Mettrie, Schopenhauer).
- Tiere sind ebenso denkfähig wie stumme Menschen. Sofern Tiere dem Menschen dienen, sind sie als Rechtssubjekte anzusehen (von Hartmann). Gemeinsam mit von Hartmann – und auch Schopenhauer - vertritt Nelson die Auffassung, Menschen sollten sich einem Gerechtigkeitsprinzip folgend in die Lage des Tieres versetzen, also einen Perspektivenwechsel durchführen, um moralische Konsequenzen folgern zu können. Tiere können nach seiner Ansicht den Status einer Person einnehmen.
- Als unnütz oder schädlich geltende Tiere dürfen gemäß der Auffassung von Hartmanns ohne moralische Konsequenzen getötet werden.
- Die Sorge um den gesellschaftlichen Sachschaden bei Tierquälerei ist größer als die Sorge um das betroffene Tier. Der Mensch ist das grausamste Tier. Eine Verantwortlichkeit für Tiere entsteht erst da, wo Tiere konkreten Nutzen bringen. Tierarten, die für den Menschen keinen Vorteil erwirken, werden aus einer Gedankenlosigkeit heraus grausam getötet. (Nietzsche).
- Das Leben eines Geschöpfes - sei es Tier oder Bakterium - muss gefördert werden. Sofern ein Mensch einem Lebewesen Leid zufügt, muss er die Verantwortung übernehmen. Durch die grausame Behandlung der Tötung eines Lebewesens macht sich der Mensch schuldig, einen Teil dieser Schuld kann er durch Hilfeleistungen an anderen Lebewesen versöhnen. Erste Pflicht des Menschen ist es, Leid zu minimieren (Schweitzer).
- Gehlen hält den Menschen von Natur aus für ein Mängelwesen, dass sich durch Intelligenz und Fleiß über die angeborenen Instinkte der Tiere zu erheben weiß. Aufgrund seiner Eigenschaften ist der Mensch befähigt, seine eigene Kultur zu bilden.

Innerhalb des Spektrums der Argumentationen erscheint die Diskussion um die Vernunft an Bedeutung zu verlieren. Einige Philosophen wie Wundt oder von Hartmann schlossen Denk- und Sprachfähigkeit von Tieren nicht aus. Vordergründig war aber die Annahme, dass Tiere empfindungsfähige Geschöpfe sind und dass sie eben diese Eigenschaft mit dem Menschen teilen. Viele der Autoren nahmen Bezug auf den praktischen Umgang mit dem Tier, wobei sie die grausame Behandlung und Tötung kritisierten (Voltaire, Rousseau, Kant, Krause, Bentham, Fichte, Schopenhauer, von Hartmann, Nietzsche und Schweitzer).

Ein zentraler Punkt war die Frage nach der rechtlichen Position der Tiere. Die Meinungen differierten von der Rechtlosigkeit (Spinoza und Fichte) bis zur Gleichstellung mit dem Menschen (Leibniz, de la Mettrie und Rousseau, Nietzsche, Nelson). Autoren wie Voltaire oder de la Mettrie kritisierten die vermeintliche Sonderstellung des Menschen als eine vom Menschen selbst erschaffene Position. Indessen wurde die Sonderstellung von Philosophen wie beispielsweise Descartes, Kant, Herder oder Gehlen erneut bekräftigt. Die Idee einer Stufenfolge, in der Gott die oberste Position einnimmt, schien in der Neuzeit keine Bedeutung mehr zu haben. Einige - naturwissenschaftlich orientierte - Philosophen neigten vielmehr zu der Ansicht, dass Mensch und Tier evolutionär bedingt miteinander verkettet sind.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die neuzeitlichen Autoren das Tier nicht abstrahiert, sondern konkret als Mitgeschöpf betrachteten. Vielfach führte die Wahrnehmung der Lebenssituation von Tieren zur Entrüstung. Die Philosophen reagierten in ihren Schriften auf die Nutzungsbedingungen (Voltaire, Rousseau, Schopenhauer, Krause, etc.). Es waren zumeist emotionale Motive, aus denen mehr oder weniger konkrete Forderungen zum Schutz des Tieres entwickelt wurden. Die Argumentationen waren bei genauerer Betrachtung vom Mitleid geprägt (Schopenhauer, Herder und Schweitzer) oder rührten aus der Sorge, der Mensch könne beim Anblick tierquälerischer Handlungen verrohen (Kant, Bentham und Fichte). Bezüglich der Forderung, Tiere nicht zu töten, waren die Autoren unschlüssig. Im Bewusstsein, dass die Einführung eines Massen-Vegetarismus wohl kaum durchzusetzen wäre, begründeten sie die Legitimität der Tiertötung mit der Annahme, dass Tiere in geringerem Maße leiden wie der Mensch (Bentham und Schopenhauer), dass Menschen zwangsläufig zu Schuldigen werden (Hartmann und Schweitzer) oder sie liessen die Frage unbeantwortet. (Rousseau, Krause, Herder, etc.).

Im Spektrum der Meinungen war die von Schopenhauer, von Hartmann und Nelson aufgestellte Forderung nach einem Perspektivenwechsel ein völlig neuartiger Gesichtspunkt. Aus dem Prinzip der Gleichheit menschlichem und tierischen Lebens folgert eine gleichberechtigte Behandlung. Diese Forderung - in letzter Konsequenz nur von Nelson formuliert - ermöglichte eine individuelle Bewertung der Interessen und war frei von Dogmen.

5.2 Tierhaltung und -nutzung

Einige neuzeitliche Autoren verfassten Bücher mit Anleitungen zur Haushaltsführung und Landwirtschaft. Diese sog. „Hausväterliteratur“ bildet einen Teil der verwendeten Schriften des vorliegenden Kapitels.

Zu den hier zitierten Hausvätern zählen der Pfarrer **Johann Coler (1566- 1639)**, **Franziscus Phillipus Florinus (1630- 1703)**, **Johann Friedrich Becher (um 1700)** und **Wolf Helmhard von Hohberg (1612- 1682)**, um die Bedeutendsten zu nennen. Auf die Hausväterliteratur folgen im 18. und 19. Jh. die landwirtschaftlichen Ökonomen und Kameralisten wie **Justus Ludwig Leopold (um 1750)** und **Karl Friedrich Anton (um 1750)**. Das weitere Spektrum der Autoren beläuft sich auf klassische Landwirtschaftsschriftsteller sowie Literatur aus der heutigen Zeit, welche sich mit der landwirtschaftlichen Tierhaltung beschäftigt.

Hinsichtlich der Dokumentation praktischer Tierhaltung ist die Hausväterliteratur mit kritischer Distanz zu werten. Da die Schriften vorrangig als Ratgeber fungierten, spiegeln sie

nicht unbedingt immer die Gepflogenheiten der landwirtschaftlichen Praxis wider, sondern lassen oft eine idealisierte Vorstellung zum Umgang mit dem Tier vermuten. Aus diesem Grunde wurde stets versucht, die Aussagen der Hausväter mit denen anderer Agrarschriftsteller zu untermauern.

5.2.1 Allgemeine Lebensumstände der landwirtschaftlich genutzten Tiere

Selbstverständlich kann die Betrachtung der Lebensverhältnisse landwirtschaftlich genutzter Tiere auch im vorliegenden Kapitel nur im Kontext der sozialen und politischen Umstände der Bauern erfolgen. Die fundamentalen Probleme der mittelalterlichen Landwirtschaft wie Kriege, Seuchen und Feudalherrschaft dauern in der frühen Neuzeit zunächst fort.

Das schwerwiegendste Geschehen in der frühen Neuzeit war der 30-jährige Krieg 1618 bis 1648. Mensch- und Tierzahl wurden erheblich dezimiert und erst gegen Ende des 17. Jh. waren die Verluste langsam wieder ausgeglichen (Schulze, 1995, S.70 und 78). Die Bevölkerungszahl stieg darauffolgend kontinuierlich an, was zur Folge hatte, dass immer mehr Weideflächen zum Getreideanbau verwendet wurden (ebd.S.71f). Durch die Rodung von Waldflächen verminderten sich die Möglichkeiten zur Waldmast, was in manchen Regionen zur Einführung von Mastgeldern führte (Abel, 1962, S, 178). Infolge bäuerlicher Aufstände wurde die Feudalherrschaft zu regional unterschiedlichen Zeiten etwa im 19. Jh. von der Marktwirtschaft abgelöst (Schulze, 1995, S.93f).

Bis zum 19. Jh. war die sommerliche Weidehaltung mit winterlicher Einstallung noch die gängigste Haltungsform für alle landwirtschaftlich genutzten Tiere.

Eine Unterernährung vieler landwirtschaftlich genutzten Tiere, vor allem aber der Rinder, dürfte das signifikanteste Problem der frühen Neuzeit gewesen sein. Besonders in den Wintermonaten war die Ernährung so knapp, dass die Tiere unter einer erhöhten Anfälligkeit für Krankheiten und Seuchen litten. Häufig erlagen Viehbestände ganzer Dörfer ihrer Hinfälligkeit (Henning, 1978, S.202). Dies gilt insbesondere für die Regionen, in denen der Anbau von Getreide vorherrschend war. In graswüchsigen Gebieten Norddeutschlands war die Versorgungslage besser. Unabhängig davon war auch die Sorgfalt des jeweiligen Tierhalters jedoch von wesentlicher Bedeutung (Abel, 1778, S.505f), möglicherweise aber auch die Größe des jeweiligen Betriebes.

Bezüglich der problematischen Ernährungssituation fordert Erkens (1838), die minderversorgten Weidetiere zuzufüttern und regelmäßig zu tränken (S.18).

Die Intensivierung des Ackerbaus begann bereits seit dem 16. Jh.. Um die Getreideerträge zu erhöhen, wurden neben der Dreifelderwirtschaft -regional unterschiedliche- Anbausysteme wie die Ein,- Zwei- und Mehrfelderwirtschaft praktiziert. Die entscheidende Reform begann etwa im 18. Jh. mit dem Anbau von Feldfrüchten wie z. B. Klee, Rüben und Kartoffeln. Infolgedessen konnte die Versorgung der Tiere auch im Winter besser gewährleistet werden (Schulze, 1995, S.75ff). Mit den steigenden Erträgen wuchs auch die Zahl der Tiere.

Im Verlauf der letzten Jahrhunderte betrieb man eine gezielte Zucht auf bessere Leistungen. Die kleinen, robusten Extensivrassen wurden durch frühreife, schnellwachsende

Intensivrassen ersetzt, deren Körpergewicht sich Anfang des 19. Jh. im Vergleich zum 16. Jh. nahe zu verdoppelt hatte (Krzymowsky, 1939, S.253 und 255f).

Mit der Einführung der verbesserten Dreifelderwirtschaft gingen die Bauern Schritt für Schritt zur ganzjährigen Stallhaltung von Rindern, Schafen und Schweinen über. Die Stallfütterung wurde allerdings kontrovers diskutiert. Als Befürworter konstatiert Albrecht Thaer (1801): *„Bey jeder Stallfütterungswirtschaft wird man sich überzeugen, dass weniger Vieh sterbe, oder ausgemerzt werden müsse, als bey der Weide“*. Als selbstverständlich betrachtet er dabei, *„daß die Kühe täglich einige Stunden auf einen freyen Platz und zur Tränke kommen“* (S.756). Gleichzeitig mit dem Aufkommen der Stallfütterung wurde von Thaer (1801) und Thünen (1990) der gezielte Anbau von Futtermitteln propagiert. Thünen (1990) zufolge ist erwiesen, dass *„man bei der Stallfütterung, wo der Klee zur rechten Zeit gemäht werden kann, von derselben Fläche weit mehr Vieh unterhalten kann als bei der Beweidung, wo die jungen Pflanzen durch das Zertreten und Abbeißen stets in ihrem Wachstum gestört werden“* (S.16). Zur Gewährleistung kontinuierlicher Versorgung hält er die Sommerstallfütterung für richtig, sofern *„Grünfutter in hinreichender Menge vorhanden ist“* (S.123). Dem gegenüber befürchtet Settegast (1888), die Gesundheit der Tiere leide, wenn es an Bewegung und Luftzufuhr mangle und die Tiere *„gleich Treibhauspflanzen ihr Leben im Stall vertrauern müssen“* (S.233).

Claaßen (1917) bemängelt, man habe *„bei dieser einseitigen Regelung vergessen, daß das Vieh keine Maschine, sondern ein lebendes Wesen ist. Man hatte das allgemeine Lebensgesetz vom Minimum, das auch für das tierische Leben gilt, ganz außer acht gelassen. Man entzog dem Tier Licht, Luft, Bewegung. Alle diese Lebensfaktoren brachte man ins tiefste Minimum“* (S.28). Nach seiner Auffassung sei es ohne Weidemöglichkeiten *„überhaupt unmöglich, brauchbares Vieh aufzuziehen“* (ebd., S.31). Claaßen postuliert daher, den Tieren zumindest Freilauf und freie Bewegung innerhalb der Stallungen zu gewährleisten (ebd., S.29).

Ebenso unterschiedlich wie die Meinungen zur ganzjährigen Stallfütterung waren die Aussagen zum Zustand der Ställe selbst. Noch vor dem Aufkommen der Stallfütterung um 1800 setzten sich Autoren landwirtschaftlicher Literatur mit den Ställen auseinander. So finden sich bezüglich der hygienischen Bedingungen sowie der Ausstattung idealisierte Vorstellungen neben kritischen Äußerungen. Hohberg (1995) beruft sich in dieser Frage auf Columella und meint, die Konstruktion der Ställe sollte so sein, *„daß keine Feuchtigkeit hinein dringe, hingegen was sich darinnen zusammen sammelt, wohl und bald ausfließe“*, sodass *„die Klauen des Viehs keinen Schaden nehmen“* (1972, S.184).

Florinus (1748) warnt: *„Ein finsterer Stall ist im kalten Winter des Viehes Kerker, und ein kalter Stall desselben Pest und Rest“* (S.519).

Der Tierarzt Erkens (1838) kritisiert die Ställe der verschiedenen Tierarten als *„zu klein, zu niedrig, fast ohne Fenster gebaut, oder es sind deren zu wenig oder zu kleine vorhanden. Der Fußboden ist oft gar nicht belegt noch gepflastert; es sind keine oder unzweckmäßige Abflussrinnen vorhanden u.s.w. Eben deshalb findet man die Stallungen oft so dumpf, dunstig und unrein, zu warm oder zu kalt, zu finster, zu schmutzig, u.d.m.“* (S.1). Eine vergleichbare Meinung vertritt Adam (1873), der die fehlende Fürsorge in den Stallungen beklagt. Die Hygiene werde hier *„vielfältig sehr vernachlässigt“* oder aber ganz außer acht gelassen, die Räume seien warm und häufig werde das Lüften *„ängstlich vermieden“*: *„Es ist*

kaum glaublich, wie die häufig auch noch recht eng aufeinanderstehenden Thiere in solchen Ställen leben können und muß man staunen, daß nicht noch weit mehr Erkrankungen vorkommen, als solches ohnehin schon der Fall ist“ (S.105f).

Haubner (1881) und Adam (1873) assoziieren die Relevanz einer guten Stallhygiene mit dem tierischen Wohlbefinden und einem stabilen Gesundheitszustand (Haubner, 1881, S.555; Vgl. Adam, 1873 S.105).

Die Nutzung der Tiere zur Gewinnung von Dünger erhielt in den neuzeitlichen Jahrhunderten einen besonders hohen Stellenwert. Man versprach sich mit steigender Verweildauer der Exkremente im Stall die Düngekraft zu verbessern oder aber den unangenehmen Geruch einzudämmen.

So äußert Germershausen (1783): *„Ein tägliches Ausmisten erregt weit mehr Gestank, indem der an- und aufgerührte Mist übler, als der Stillliegende, riechet, und hiermit täglich, oder öfters, die Luft verunreinigt wird“*. Ein tägliches Einstreuen hingegen verhindere die Bildung schlechter Luft (S.644).

Die Praxis des Mistens in den Ställen muss daher als problematisch gewertet werden. Schwerz (1926) zufolge werden die Tiere zwar täglich gemistet, doch werde der Mist etwa *„3-4 Tage, auch manchmal die ganze Woche im Stalle liegen gelassen“* (S.100).

Nach Adam (1873) würden Pferde- und Rinderställe zwar in *„besseren Wirtschaften“* täglich gemistet, doch werde hier wie auch in den Schweineställen *„zuweilen nur 1-2 mal wöchentlich gemistet und in den Schafställen bleibt der Mist meistens 3-4 Monate liegen“* (S.107).

5.2.1.1 Zur Haltung und Nutzung von Rindern

Der Umfang der Rinderhaltung unterlag im Verlauf der Neuzeit großen Schwankungen. In den ersten neuzeitlichen Jahrhunderten war sie zunächst von einem starken Rückgang geprägt. Durch Ausweitung des Ackerbaus verminderte sich die Weideflächen woraus ein Missverhältnis zwischen Tierzahl und Futterangebot resultierte. Infolge des vermehrten Getreideanbaus im 17./18.Jh. verminderte sich der Wert der Produkte aus der Rinderhaltung (Von der Goltz, 1963, S.252). Parallel dazu verschlechterte sich – wie auch im Mittelalter unter ähnlichen Umständen- die Wertschätzung der landwirtschaftlich genutzten Tiere. Vor allem Rinder galten als *„notwendiges Übel“* zur Produktion von Dünger und zur Erledigung schwerer Arbeiten (Abel, 1962, S.239). Nach Hink (1925) stellte man bis ins 19.Jh. hinein *„genaue Berechnungen an, mit wie wenig Futter man ein Rindviehstück eben noch durchbringen, aber dabei doch viel Dünger gewinnen könnte; der Mist ging über alles“* (S.6). Die Rinder wogen zwischen 150 und 250 kg, häufig sogar noch weniger. Die Milchleistung lag unter 1000 Litern. Bessere Leistungen und ein höheres Gewicht erreichten sie in den Marschzonen, wo es an Futter nicht mangelte (Abel, 1962, S.245). Ein Anstieg der Tierzahl erfolgte erst Ende des 18.Jh. (ebd., S.315).

Eine gezielte Rinderzucht erfolgte in den bäuerlichen Betrieben erst in der späten Neuzeit. Lediglich in Großgütern und Grafschaften wurde auf Zuchtmerkmale geachtet (Abel, 1962, S.247).

Eine erhebliche Problematik stellte die immer wiederkehrende Rinderpest dar. Allein im 18. Jh. sind 5 weitreichende Seuchenzüge mit entsprechender Mortalität dokumentiert. Unzureichende Kenntnisse der Erkrankungen führten zum Ausbleiben erfolgreicher Maßnahmen zur Seuchenbekämpfung. So führte man beispielsweise im 18. Jh. einen mit "Pestgift" durchsetzten Faden unter die Haut gesunder Rinder und erhoffte sich einen Impfeffekt, der jedoch ausblieb. Erste effektive Maßnahmen wie Verordnungen, Absperrungen, Hygiene, u.ä. setzten sich erst im 19. Jh. durch (Abel, 1978, S.506f).

Die allgemein gängige Praxis der Rinderhaltung in bäuerlichen Betrieben lässt sich an Hand der überlieferten Literatur rekonstruieren. Die sommerliche Weidehaltung und winterliche Einstallung war bis um etwa 1800 die übliche Haltungsform für Rinder. Die ganzjährige Stallhaltung von Rindern wurde schrittweise eingeführt. Nach den Angaben von Claaßen (1917) wurden zu Anfang des 20. Jh. mehr als 80% der Kühe ganzjährig im Stall belassen (S.28). Die freiwerdenden Weideflächen dienten nach und nach zum Anbau von Winterfrüchten (Teuteberg, 1977, S.66).

Sofern die Weidehaltung praktiziert wurde ging sie, wie auch im Hochmittelalter, mit einem drakonischem Futtermangel einher. Eine Ausnahme bildeten hier einzelne Regionen wie z.B. Alpen- oder Küstengebiete, da dort der Umfang natürlicher Futterflächen erheblich größer war und somit mehr Tiere gehalten werden konnten (Von der Goltz, 1963, S.252f). Abel (1978) zufolge wurden im Winter nur kleine Mengen an Futter verteilt, meist Heu, Stroh oder Laub. Dabei standen die nichttragenden und älteren Tiere in der Versorgung noch hinter den Mast- und Muttertieren (Abel, 1978, S.504)

Stifers (1752) erwähnt, dass Färsen und Jungtiere „*das geringste Futter*“ verabreicht werde. Diese Tiere müssten sich „*von den Wurmgebüden vom Haberstroh, und so man sonst anderm Vieh nicht gern giebet, behelfen*“ (S.293).

Der Ökonom Anton (1797) klagt, das Vieh würde im Sommer „*auf den elendesten grasarmen Huthungen umhergetrieben, es kann sich nie gehörig sättigen,...*“. Im Winter müsse es anstelle von gutem Heu „*mit der schlechtesten Fütterung an Stroh vorlieb nehmen*“. Die im Frühjahr ausgetriebenen Rinder seien „*einerschwankenden Gespenster*“ oder aber bis zum Skelett abgemagert: „*Die Euter sind klein und welk, und wie viel Milch und was für Kälber kann man von einem solchen Viehe erwarten, welches man den Winter hindurch durch Strohfutter dem Tode aus den Zähnen gerissen?*“ (ebd., S.179f).

Nach den Angaben Antons wurde das Vieh bei jedem Wetter von morgens bis nachts auf die „*elende Weide*“ getrieben: „*Das ausgemergelte hungrige Vieh wird gezwungen solche Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, die ihnen Erkältungen und vielmals tödtliche Krankheithen zuziehen. Beym Tränken pflegt es ebenso herzugehen; denn man lässt das Vieh entweder Durst leiden, oder dasselbe säuft auf der Weide vom Durst geplagt, aus allen aufstoßenden Pfützen, faules mit mancherley Insekten angefülltes Wasser hinein.- Ist es bey solcher Pflege ein Wunder, wenn das Vieh krank wird oder wohl gar Seuchen entstehen?*“ (ebd., S.180f).

Ein wichtiger Aspekt in Antons Ausführungen ist der Vorwurf der mangelnden Reformwilligkeit der Bauern, welche sich „*wenig oder gar nicht*“ sorgten, den Tieren ausreichend Futter zu verschaffen, aber auch angemessene Pflege und Unterbringung zu gewährleisten. Stattdessen wirtschaftete man „*ein Jahr wie das andere nach der alten üblen*

Gewohnheit fort, und begnügt sich mit der elenden Einnahme für alle seine saure Mühe und Arbeit“ (ebd., S.180). Als wichtig muss in diesem Zusammenhang auch der Vorwurf von Anton gewertet werden, nachdem die Bauern oftmals viel Vieh besitzen wollten, obwohl die Futtermittel nicht einmal für die Hälfte der gehaltenen Tiere reichte (ebd., S.179).

Anton (1797) postuliert in diesem Kontext die ganzjährige Stallfütterung, bei der *„wenigstens die Hälfte Vieh mehr von eben demselben Futter ernährt, und noch einmal so viel Dünger erhalten werden könnte“* (S.186).

Eine ähnliche Ansicht vertritt Thünen (1990), nach dem *„eine reichlich und mit kräftigem Futter genährte Kuh das verzehrte Futter weit höher bezahlt als eine kärglich unterhaltene Kuh“* (S.123).

Stebler (1903) beklagt hingegen die alpine Weidehaltung in der kalten Jahreszeit: *„Es ist eine bloße Ausflucht, wenn behauptet wird, das Vieh sei an Wind und Wetter, an Hitze und Kälte, Regen und Schnee gewöhnt“*. Durch diese Einflüsse bekämen die Tiere Klauenkrankheiten und *„leiden am ganzen Körper“*, wenn sie nicht sogar todkrank würden (S.341). Vor allem die Färsen erhielt auf der Alp die minderwertigsten Weideplätze und erhielt keine Stallungen (ebd., S.135).

Die Angaben der Autoren bezüglich der Sauberkeit in den Rinderställen divergieren erheblich. Obwohl einige der Chronisten die Relevanz hygienischer Bedingungen wahrnehmen, scheint eine diesbezügliche Vernachlässigung in der Praxis üblich gewesen zu sein.

Nach Coler (1665) ist es den Rindern *„sehr nützlich“*, wenn ihnen mindestens alle zwei Tage *„wol gestrewet werde“*. Den Mist soll man jedoch nur *„allweg in 8. oder 14. Tagen/ darnach es nöthig ist“*, aus dem Stall entfernen (S.400).

Nach Florinus (1748) sollen die Rinderställe zu jeder Jahreszeit *„sauber gehalten“* und zumindest alle 14 Tage *„fleißig ausgemistet werden“*. Auf diese Weise erhalte man die Rinder *„frisch und gesund“*. Die oft propagierte Ansicht, man soll die Tiere auf ihrem Mist stehen lassen, hält Florinus (1748) für falsch. Die Tiere müssten dann *„übel liegen“* und gedeihten keinesfalls besser (S.508).

Becher (1778) hält das Vorhandensein von Spinnweben in den Ställen für unbedingt notwendig. Er schreibt ihnen die Fähigkeit zu, schädliche Stoffe zu vertilgen und somit der tierischen Gesundheit dienlich zu sein. (S.613).

Demgegenüber rät Eckhart dazu, den Platz unter jedem Tier täglich zu reinigen (Eckhart, 1782, S.161). Germershausen (1783) meint hingegen, die Stallungen von Kühen und Ochsen brauchen einmal in der Woche oder aber nur monatlich gereinigt werden, sofern die Tiere tagsüber auf der Weide stehen (S.644).

Während Anton (1797) die Nachlässigkeit mancher Landwirte beklagt, *„in deren Ställen man vor Unflath und Spinnenweben kaum gehen kann, und deren Kühen samt ihren Eutern öfters so voller Koth sind, daß das bloße Umsehen schon Eckel erregt, ...“* (S.207) meint Reuß (1793), die Sauberkeit in den Stallungen sei *„groß, oft grösser, als in Stuben und Kammern“* (S.245).

Hazzi (1828) wiederum vergleicht Rinderställe mit *„Räuberhöhlen“*: *„Das arme Vieh liegt da im Moraste, in niederen Ständen voll vom Dampfe, voll vom Gestanke, wahrhaft Mitleid*

einflößend. Die Wampen der Kühe sind vom Miste wie von ewigem Filze bedeckt, den Mangel alles Putzens zeigend. Die Barre (Futtertröge) wie alle Gefäße, Geschirre und Werckzeuge strotzen vom Schmutze, eben so die Wände und Decken, von Spinnengewebe und von Ungeziefer. Froh ist man, aus solchen scheußlichen Löchern wieder zu kommen“ (S.96f).

Papst (1860) zufolge verbleibt der Mist von Rindern in manchen Wirtschaften bis zu mehreren Monaten unter den Tieren. Das könne man torlieren, wenn die Ställe ausreichend hoch sind (S.190).

Hink (1925) beklagt die Dunkelheit in den Stallungen, er fordert die Tierhalter eindringlich auf, für mehr Lichteinfall zu sorgen: *„Wie traurig stehen die Kühe und namentlich das Jungvieh in den dumpfen, dunklen Ställen da, wie lichtscheu werden sie schließlich und augenschwach! Mitunter beobachtet man in solchen Ställen bei den Tieren ein beständiges Zittern der Augäpfel (Nystagmus), sobald das Licht hineinfällt“*. Hink betont dabei den Zusammenhang heller, luftiger Ställe und der Prophylaxe gegen Pilze und verschiedenen Krankheiten wie z.B. Tuberkulose oder Mastitis. Zudem moniert Hink auch die mangelnde Luftzufuhr in den Stallungen: *„Es schlägt ja einen gerade zu zurück, wenn man in so recht zugestopfte, schlecht gelüftete Ställe kommt. Da häuft sich die von den Tieren ausgeatmete Kohlensäure, die übelriechenden Wanst- und Darmgase, das Ammoniakgas des Urins usw. vergiftend an“*. Aus diesem Grunde seien die Tiere *„matt, kraftlos und blutarm, zu allerlei Krankheiten geneigt“*. Zur Verbesserung der Stallluft schlägt Hink vor, den Mist täglich zu beseitigen und frisch einzustreuen. Zur Geruchsbindung empfiehlt er das Aufstreuen von *„ungebranntem Gips“* oder *„Superphosphatgips“* (S.65ff).

Zur Versorgung der Rinder in den Stallungen rät Coler (1665) auf jedem Hof eine *„fleissige Meyerin“* zu beschäftigen, welche die Mägde anhält, die Kühe *„zu rechter Zeit unnd reine auszumelcken/ unnd Winterszeit ordentlich unnd wol zu füttern“* (S.400). Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Hinweis von Rhan (1898) zweihundert Jahre später, der bedauert, dass stets *„die dümmsten, faulsten, schmutzigsten und ältesten Knechte und Mägde“* für den Kuhstall verantwortlich sind, obwohl *„die besten Leute“* hinein gehörten (S.210).

Florinus (1748) rät, die Rinder vor allem im Winter warm zu halten, *„nicht zu kalt speisen und träncken“* (S.519). Auch soll man stets bedenken, *„ihnen wol zu streuen, damit sie desto besser, linder und wärmer liegen können“* (ebd., S.508).

Gleichermaßen mahnt Becher (1778), man soll den Tieren zuliebe im Winter *„alle Löcher und Ritzen der Ställe wohl verwahren, daß es fein warm stehe“* und als Hausvater mehrfach täglich kontrollieren *„wie das Vieh gewartet und besorget wurde“*. Darüber hinaus wachse das Vieh besser, wenn es bemerke, *„daß man ihm gern und oft giebt“* (ebd., S.610f).

Leopold (1795) erwähnt, das Vieh müsse im Winter vier mal täglich gefüttert sowie zweimal getränkt werden und soll *„bey dieser Gelegenheit aus dem Stalle“*, wodurch man es *„vor Steifigkeit bewahret“* (S.138f).

Nach den Vorstellungen von Anton (1797) sei regelmäßige Versorgung sowie Sauberkeit *„das halbe Futter“*. So sollen die Futterkrippen und das Futter gereinigt werden und der Stallboden zweimal täglich gestreut und mindestens einmal gesäubert werden (S.207).

Für Claaßen (1917) ist die völlige „*Außerachtlassung*“ der Hygiene in der Rinderhaltung „*ein Krebschaden der modernen Landwirtschaft*“. Nach seiner Auffassung übertrifft die gesundheitliche Verfassung der weidenden Kühe „*ganz augenscheinlich den aller Stallkühe*“ (S.30)

Bezüglich der Körperpflege der Rinder finden sich in der vorliegenden Literatur konträre Aussagen. Vor allem die Angaben der Hausväter weichen von denen der Ökonomen ab.

So weisen Coler (1665) und Florinus (1748) auf die Bedeutung der Körperpflege bei Kühen hin „*Etliche fleissige Mägde halten das Vieh so rein/ dass sie es auch allen Morgen schrappen/... dass sie fein glatt/ schön unnd scheinlich werden*“ (Coler, 1665, S.400).

Die Mägde sollen die „*Kühe mit einem hart zusammen gewundenen und rauem Strohwisch über den Rucken, nach der Länge, dergleichen über den Halß und Kopff, aber nicht weiters, sauber und reinlich jedes Mal abstreichen und wischen lassen, wann sie vom Feld, oder von der Weide kommen*“ (Florinus, 1748, S.507).

Für die Pflege und Versorgung von bis zu 10 Kühen wird eine Magd gebraucht (Becher, 1778, S.715).

Dass diesen Empfehlungen offensichtlich nicht überall Folge geleistet wird zeigen die Bemerkungen von Anton (1797): „*Man beobachtet keine Ordnung im Tränken (der Kühe), und noch weniger denkt man an das Reinigen derselben von Staub und Koth, wodurch das Elend dieser Thiere noch mehr befördert wird; denn nur gar zu oft bekommt sowohl jung als auch alt Läuse, wovon sodann diesen, ohnehin elenden Thieren das Mark vollends ausgesaugt wird*“ (S.184f).

Auch Duttenhofer (1846) muss immer noch darauf hinweisen, dass die Sauberkeit „*nächst der Fütterung das wichtigste Erfordernis zur Pflege des Rindes*“ ist. Diese werde jedoch häufig „*auf das Gröbste vernachlässigt*“ (S.177).

Noch Hink (1925) fühlt sich veranlasst zu bemerken dass „*das tägliche Putzen mit Striegel, Kardätsche und Strohwisch unerlässlich notwendig*“ ist. Als einziger Autor beklagt er Defizite bei der Klauenpflege der Kühe. Es käme häufig vor, dass die Tiere „*kaum stehen und gehen können*“ (S.68).

Auch der allgemeine Umgang mit den Rindern veranlasst Autoren wie Adam (1873) hervorzuheben, dass eine „*rohe, schlechte Behandlung*“ einen großen Einfluss auf die Gesunderhaltung der Tiere hat. Nach seinen Erfahrungen komme es nicht selten vor, dass gravide Tiere nach „*Stößen und Schlägen roher Knechte auf Kopf und Bauch*“ verwerfen (S.119f). Thaer (1877) fordert, dass Kühe „*eine sorgliche Behandlung und Führung*“ erhalten und um die Tiere vor gewaltsamen Umgang zu schützen, „*dürfen keine Knechte mit Kühen arbeiten, sondern die Besitzer selbst oder doch alte verständige Tagelöhner oder Frauen*“ (S.337).

Hinsichtlich des Zuchtalters beklagt Anton (1797) die weit verbreitete „*schädliche Gewohnheit*“, junge Kühe einzusetzen, welche „*noch in ihrem besten Wachstume stehen*“, was schließlich zur Folge habe, „*daß man schlechte Kühe und eben so elende Kälber erhält*“ (S.181).

Die Aufzucht von Kälbern ist vielfach Anlass zu Empfehlungen. So spricht sich Coler (1665) dafür aus, sie mit Muttermilch zu versorgen. Sollen die Kälber dann entwöhnt werden, rät er

an, ihnen frühzeitig Rauhfutter zu verabreichen, „so sind sie des Futters gewohnt/ haben essen gelernet und wird gut starck Vieh drauß“ (S.398). Je nach Nutzungsbestimmung sollten nach Florinus (1748) Kälber, die zur Schlachtung oder zum Verkauf bestimmt sind, bis zu vier Wochen, Zuchttiere hingegen bis zu sechs Wochen beim Muttertier saugen (S.511). Auch kannte man vor zweihundert Jahren bereits die Milchaustauschränke. Leopold (1795) beklagt die Sitte, Kälber anstelle von Muttermilch mit einem „Mehltrank“ zu ernähren, als „unnatürlich und grausam“. Nach seiner Auffassung soll man die Kälber allerdings von der Mutter entfernt halten und sie nur zum Saufen zusammenbringen. Auf diese Art könne man die Kälber bald absetzen und es habe den Vorteil, dass dies „ohne alles Grämen und Härmen von beyden Seiten“ verlaufe (S.100f). Nach Anton (1797) hält man Zuchtkälber von der Mutter getrennt und kurz angebunden. Etwa 3 Wochen werden sie mit Muttermilch ernährt und anschließend auf Buttermilch umgestellt. Nach 6 Wochen erhalten sie „reines und süßes Heu zu fressen und Molken zu saufen“ (S.195). Zur Mast bestimmte Tiere soll man nach seiner Meinung über 2 Monate mit Milch versorgen, während die gängige Praxis vorsieht, die „armen Thiere“ bereits nach maximal zwei Wochen zu schlachten (ebd.).

Schwerz (1826) bemängelt, dass ein Kalb „ohne seine Mutter gesehen zu haben und ohne von derselben beleckt zu seyn“, in einen „engen Verschlag“ gebracht werde, indem es sich nicht drehen kann. Außerdem halte man das Kalb bei hohen Stalltemperaturen, „und wenn es dadurch zum Schwitzen käme, so hält man solches für besser“. Nach Schwerz erhalten Zuchtkälber „von dem ersten Tage ihres Lebens an, bis sie ein Jahr alt sind, nichts anderes als Buttermilch“ (S.97f).

Auch nach Duttenhofer (1846) soll man das Kalb von der Mutter getrennt halten und es mehrmals täglich zu ihr führen. Die Kälber sollen wenigstens zwei Monate Muttermilch erhalten, während eine Versorgung mit Milchersatz nur in Ausnahmefällen erfolgen darf (S.186f). Die häufige Praxis, Kälber an einem „schmutzigen, dumpfigen und unreinlichen Winkel“ anzubinden, wird von Duttenhofer verurteilt. Er empfiehlt die Tiere auf frischem Stroh aufzustellen und ihnen Freilauf zu gewähren. Dabei können ihnen „Strickmaulkörbe“ umgebunden werden, um gegenseitiges Beleckern zu unterbinden (ebd., S.188f).

Bezüglich der Mutterkühe weist Duttenhofer (1846) darauf hin, dass die Tiere nach dem Absetzen der Kälber „große Sehnsucht“ empfinden und beunruhigt sind. Der Landwirt soll in diesem Falle „Rücksicht auf ihren Zustand“ nehmen und ihnen eine gute Behandlung und bestes Futter zu Teil werden lassen (S.189).

Eckhart (1782) beklagt die gängige Praxis, noch einjährige Kälber am Hals angebunden aufzustallen, da sich „manches erdrosselt oder Schaden an den Hörnern nimt“. Er hält die Laufstallhaltung für angemessener (S.175). Die Kastration der Ochsenkälber müsse spätestens im Alter von 10 Monaten erfolgt sein (ebd., S.184).

Haubner (1881) weist darauf hin, dass der natürliche Erhalt von Muttermilch durch Saugen zumindest in den ersten Lebenswochen „unbestritten die gedeihlichste Ernährungsweise“ sei, für den es keinen Ersatz gebe (S.614 und S.616).

Für besonders wichtig hält Stebler (1903) freie Bewegungsmöglichkeiten für Kälber. Er schlägt vor, einen „Tummelplatz“ einzurichten, welcher „nicht zu klein und in der Nähe des Hofes gelegen sein (soll), damit eine ständige Aufsicht möglich ist“. Bereits „von früher

Jugend an“ soll man Kälber an die Weiden gewöhnen, so erhalte man „gute Weidetiere und gesundes Vieh“. Stebler weist dabei darauf hin, die Kälber auf den Weiden zuzufüttern, um eine ausreichende Ernährung zu gewährleisten (S.133).

Eine der wichtigsten Nutzungszwecke für Rinder war neben der Gewinnung von Milch und Fleisch die Arbeitsleistung. Vornehmlich wurden Ochsen zur Feldarbeit verwendet, Kühe kamen weniger häufig zum Einsatz. Von der Goltz (1963) zufolge arbeiteten Ochsen in der Neuzeit etwa drei Stunden täglich und wurden dann von anderen Tieren abgelöst, um den Rest des Tages auf der Weide oder im Stall zu verbringen (S.272).

Indessen erklärt Florinus (1748), die Arbeitszeit für Ochsen beginne *„mit der Sonnen Aufgang, und, nach darzwischen gehaltener Ruhe, währet es biß zu ihrem Niedergang“*. Florinus hält es für besser, die Zugtiere bei schlechtem Wetter im Stall zu belassen, denn *„wann es regnet, ziehen sie sich oben über den Halß leichthlich roth; wenn es windig ist, erkrankten sie gern davon; und die viele Hitz und Kaelte macht sie matt, müde und verdrossen“*. Ferner weist er darauf hin, dass die Tiere im Winter stürzen könnten und dadurch *„so furchtsam und scheu“* gemacht würden, *„daß sie sich vor dem Ziehen streuben und wehren“* (S.502f).

Vor einer Überlastung der Zugtiere warnt auch ein anonymes Autor (1767). Rinder sollten nicht vor dem Alter von 3 Jahren abgerichtet werden. Es sei ferner eine *„Hauptregel“*, dass man ihre Arbeitseinsätze *„in dieser Zeit gar nicht zu sehr übertreibe, weil sie sonst auf immer verdorben sind“*. Insbesondere mit Schlägen wird man wenig ausrichten, *„und wenn der Eigenthümer seinen Ochsen gar zu hart zusetzt, wird er eben so widerspenstig seyn, wie ein Esel, und nicht die Helfte der Arbeit verrichten, die er sonst thun könnte“* (S.409).

Auch Reuß (1793) empfiehlt: *„Man schont das Vieh so viel man kann, thut mit den Ochsen keine schweren Führen, fährt mit ihnen auf dem Felde sehr langsam,...“* (S.245).

Ähnlich Anton (1797) der die schlechte Sitte kritisiert, die Ochsen in zu jungem oder zu hohem Alter zur Arbeit zu nutzen. Die Tiere würden zu stark zur Arbeit genutzt und dabei im Winter so wenig und minderwertig gefüttert, sodass sie im Frühling *„kaum aufzustehen und ihre Haut zu tragen vermögend sind“* (S.183f). Ein Arbeitsochse sollte mindestens drei Jahre alt sein, *„alsdann kann er bis ins achte, neunte Jahr seine Dienste verrichten“* (S.204f). Sofern man die Ochsen das ganze Jahr über *„gut füttert und wartet“*, seien die Tiere gesund und man könne sie täglich zu Arbeit nutzen, *„ohne ihnen dadurch wehe zu thun“* (ebd., S.206).

Nach Adam (1873) hat das Verhalten gegen die Tiere generell *„einen sehr großen Einfluß, nicht blos auf deren Charakter, sondern auch auf ihr Gedeien“*. Von Natur seien die landwirtschaftlich genutzten Tiere kaum böswillig, sondern zeigten solche Unarten nur, wenn man sie durch *„rohe oder ungeschickte Behandlung verdorben“* habe (S.119).

Duttenhofer (1846) zufolge erhalten Rinder weniger Misshandlungen durch den Knecht als Pferde. Als Grund dafür nennt der Autor eine von den Tieren ausgehende Gefahr für den Menschen sowie eine verminderte Zunahme an Fleisch und Fett (S.152).

Adam (1873) beanstandet die schlechte Behandlung von Arbeitstieren. Diese würden oftmals *„so ungeschickt und roh geführt, daß dieselben unmöglich die Absicht ihres Führers errathen können; statt daß der letztere seine Ungeschicklichkeit einsieht und sich derselben schämt, reißt er die Thiere an den Zügeln und schlägt mit der Peitsche auf sie ein“*. Adam

weist darauf hin, dass die Tiere durch Misshandlung „*widerspänstig und boshaft*“ würden (S.119).

Bezüglich der Versorgung arbeitender Tiere fordert Siefers (1752) den Ochsen zusätzlich Heu zu geben, „*damit sie dauren und in der Arbeit nicht erliegen*“ (S.294). Koppe (1831) bezeichnet es als eine „*Thorheit*“, unterernährte Arbeitsochsen zu halten. Ein arbeitendes Tier bedürfe unbedingt hochwertiger Ernährung (S.183).

Die Anspannung der Ochsen und Kühe erfolgte im Doppeljoch, Halb- oder Einzeljoch, im Kummet- oder Sielengeschirr. Im Hinblick auf die Anspannung im Doppeljoch kritisiert ein anonymes Autor (1767): „*Die gewöhnliche Art, die Ochsen zum Ziehen bey den Hörnern anzuspannen, ist ohnstreitig die ungeschickteste und beschwerlichste. Sie ist deswegen auch an vielen Orten abgeschafft, und die gemeine Art, sie am Halse und der Brust anzuspannen, allemal vorzuziehen*“ (S.410). Denn nach Eckhart (1782) ist es offensichtlich, „*daß kein paar Ochsen mit einem hölzernen Kummet oder Joch eine rechte Last ziehen kann*“. Eine derartige Anspannvorrichtung verursache so starke Qualen, „*daß es nicht zu ertragen stehet, auch der Wagen in keinem Gleichgewichte gehalten werden kann*“. Dem starren Joch sei besser ein gepolsterter Riemen vorzuziehen, welcher nicht an den Hörnern festgebunden werden dürfe (S.181f).

Anton (1797) dokumentiert: „*An manchen Orten müssen die Ochsen mit dem Kopfe, an andern hingegen mit dem Halse und der Brust ziehen*“. Die Fixierung des Kopfes durch ein Joch beurteilt Anton als die ungünstigere Anspannvorrichtung, da das Tier sich in einer „*weit unbequemern Stellung*“ befindet (S.205f).

Hink (1925) bemängelt immer noch die in einigen Gegenden übliche Anspannung im Doppeljoch als „*eine große Tierquälerei*“: „*Können doch die armen, in das starre Joch eingezwängten Tiere den Kopf nicht bewegen und im Sommer die zahlreichen Bremsen und Mücken nicht abwehren! Möchte doch diese barbarische Bespannungsart polizeilich verboten werden!*“. Als verträglicher wertet er dagegen „*ein gut gearbeitetes Kummet*“, das „*einfache Stimjoch*“, oder aber das „*billige Widerristjoch*“ (S.70). Daneben erwähnt Hink, dass zur Arbeit verwendete Rinder beschlagen wurden. Meist würden dabei nur die Außenklauen der Vordergliedmaßen, bei Ochsen aber auch die Hintergliedmaßen mit Hufeisen versehen. Hink ist der Auffassung, dass die Verwendung weiblicher Zuchttiere zur Arbeit „*nur förderlich für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit*“ sei, sofern sie in Maßen betrieben werde. Bei mangelhaften Wegen oder schweren Lasten sollten Zuchttiere jedoch nicht verwendet werden: „*Ein Abschinden der Zuchtkühe im Zuge rächt sich bitter*“ (ebd.).

Schwabe (1927) kritisiert die Verwendung jeglicher Art von Jochen als eine „*furchtbare Tierquälerei*“. Prinzipiell sei das Sielengeschirr und das verstellbare Rinderkummet vorzuziehen (In: Tierrecht und Tierschutz, Nr.4, S.11)

Die Mast wurde auf der Weide, sog. „Fettweide“, oder im Stall durchgeführt. Nach der Ansicht von Florinus (1748) schadet es dem Mastefolg, wenn die Ochsen sich selbst belecken. Um diesem entgegenzuwirken empfiehlt er, die Tiere kurz anzubinden. Auch sei es nach „*etlicher Meynung*“ ratsam, ihnen an beiden Seiten des Halses Bretter zu befestigen, „*daß sie sich nicht erreichen noch lecken können*“, oder aber „*mit ihrem eigenen Mist an den Oertern beschmieren, wo sie vermuthlich hinlangen werden, so wird ihnen die Lust und der unnützliche Kitzel bald vergehen*“ (S.505). Bei schönem Wetter soll man den

Ochsen Freilauf gewähren, „*daß sie sich ergoetzen, auslüfftigen, die Glieder erstercken, gelenck bleiben, und nicht krampflicht werden*“ (ebd., S.508).

Anton (1797) kritisiert die gewöhnliche Mastform für Ochsen und Kühe, sie „*wohl drey und mehr Monate mit allerley Abgängen von Kraut, Rüben und dergleichen*“ zu füttern, um anschließend Heu und Kraftfutter zu verabreichen. Dabei verliere man „*viel Zeit, und dennoch werden die Thiere nicht recht fett*“ (S.209).

Als gewinnbringend erachtet Koppe (1831) die Mast von Kälbern im Umfeld großer Städte. Hierzu bringe man sie in einen „*engen, finstern Stall*“ und versorge sie mit einer Mixtur „*Milch, Eiern und Semmelkrumen*“, welche innerhalb kurzer Zeit eine „*außerordentliche Schwere und Fettigkeit*“ verursache (S.181). Stebler (1903) zufolge wurde die Weidemast durch die Verbreitung von Brauereien, Bäckerei und Müllern zu großen Teilen in die Ställe verlegt. Auf den Weiden würden dagegen nur Milch- und Jungvieh gehalten (S.147).

Hinsichtlich der Milchgewinnung sieht Haubner (1881) sich veranlasst, die fortlaufenden Bestrebungen zu kritisieren, immer größere Mengen an Milch zu produzieren. Eine Kuh werde dabei von der „*Dungmaschine*“ zur „*Milchmaschine*“ umfunktioniert, wobei die natürlichen Leistungsgrenzen bereits erreicht seien (S.638).

5.2.1.2 Zur Haltung und Nutzung von Schweinen

Die von jeher betriebene extensive Haltungsform mit sommerlichem Freilauf und winterlicher Stallhaltung blieb in den ersten neuzeitlichen Jahrhunderten zunächst bestehen (Von der Goltz, 1963, S.253f). Der zugunsten der Feldwirtschaft betriebene Abbau von Waldflächen führte im 18.Jh. zunächst zur Verringerung der Schweinebestände (ebd., S.281). Infolge der flächenmäßigen Erweiterungen der Feldwirtschaft verminderte sich die Futtergrundlage der Schweine, sodass die verbliebenden Weidetiere durch Haus oder Wirtschaftsabfälle zugefüttert werden mussten. Im Verlauf des 18.Jh. setzte sich dann weitgehend die ganzjährige Stallhaltung durch (ten Cate, 1972, S.241). Nach den Angaben von Hoesch (1906) werden zu Beginn des 20.Jh. 73% aller Schweine von Kleinbauern gehalten (S.124). Zu Beginn des 20.Jh. stieg der Konsum von Schweinefleisch erheblich an, Schweine dienten in dieser Zeit als bedeutendste Fleischquelle der Menschen (Krzymowsky, 1939, S.253f). Das Körpergewicht gemästeter Schweine wird mit etwa 100 bis 200 kg angegeben, wobei im Einzelfall sogar von bis zu 500 kg berichtet werden (Abel, 1962, S.245). Das beim Schlachten häufig gefeierte Schlachtfest ist vermutlich ein Überrest der früheren Opferfeste (Dannenber, 1990, S.222).

Schweine werden auch in der Neuzeit von den landwirtschaftlichen Autoren negativ charakterisiert. Allgemein wurde ihnen wenig Achtung zuteil. Einige Autoren besitzen offensichtlich nur wenige Kenntnisse über die tierarttypischen und physiologischen Eigenschaften. Vorrangig betrachten die Chronisten Schweine als extrem gefräßig und dreckliebend, weisen aber darauf hin, dass sie vom Landwirt dennoch sauber zu halten sind.

Wie wenig Achtung den Schweinen zuteil wurde, beschreibt Coler (1665) in imposanter Weise. Kaum ein Autor wolle über Schweine schreiben, denn „*Säw sind doch Säw/ und niemand will sich gerne mit Säw besudeln*“. Von dem „*andern lieblichen Vieh*“ werde hingegen gern und oft berichtet (S.449f). In Colers Vorstellung kennt die Gefräßigkeit des

Schweines keine Grenzen: „es reisset und machet alle Thüren und Ställe auff/ gehet wol auch die Treppen auff und nider/ und suchet seine Nahrung in den obern Kammern/ wan es nur etwas zu finden weiß“ (ebd., S.453f). Den Eber bezeichnet er dabei als „sehr unlustiges Vieh“, bei dem man „stank und Unflat“ ertragen müsse.

Auch Florinus (1748) empfindet das Schwein als ein „sehr gefräßig- und hungeriges Vieh“, welches bei Futtermangel alles attackiere, „was es nur erwischen und erhaschen kann“ (S.551). Für Anton (1797) ist es „ein gefräßiges Thier“, welches „allen Quark frißt, was andere Tiere nicht verlangen“. Dennoch sollen diese Tiere „eine ordentliche Wartung und Fütterung haben (müssen), wenn etwas aus ihnen werden soll“ (S.247).

An dieser Charakteristik ändert sich über zweihundert Jahre nichts, denn auch nach Duttenhofer (1846) sind „Dummheit und Trotz“ noch die typischen Eigenschaften der Schweine. So könnten diese Tiere zwar gezähmt und sogar als „Vorstehhund“ verwendet werden, doch entwickelten sie nie eine „wahre innere Anhänglichkeit an den Menschen“ und blieben doch stets nur „ein halb wildes Vieh“ (S.257).

Papst (1861) hält das Schwein auch für „ein ziemlich stumpfsinniges Thier“, bei dem das „Geruch- und Gehörorgan“ am besten entwickelt sei. Dass ein Schwein Dreck liebe, sei jedoch „ein unverdienter Vorwurf“, der daher rühre, dass dieses Tier gerne im Schlamm badet und auch „die Nachtheile unreinlicher Ställe weniger als andere Thiere empfindet“ (S.289).

Die Anzahl der gehaltenen Schweine schwankte regional in Abhängigkeit von den zur Verfügung stehenden Wald und Weideflächen bzw. der Fütterungsmöglichkeiten schlechthin.

Coler (1665) dokumentiert dazu: „Man kann nicht an einem orth viel Schweine ziehen und halten/ sonderlich wo es keine Eichwälder oder Buchwälder hat. Da behelffen sich die Leute mit wenig Schweinen...Wo es aber viel Eycheln / Buchen/ Castanien/ und dergleichen hat wie hier in der Marck/ Pommern/ und im Land zu Meckelburg/ da helt man viel Schwein“ (Coler, 1665, S.450). Noch etwa zwei Jahrhunderte später hält auch Schlipf (1841) es für ratsam auf einem Hof lediglich so viele Schweine zu halten, „als hierdurch die Abfälle der Küche und der Molkerei auf das Vortheilhafteste verwertet werden können“ (S.370).

Tatsächlich dürfen diese Vorstellungen nicht unbedingt den Gegebenheiten entsprochen haben. Vielmehr wurden die Schweine oftmals als Plage für Wald und Weide angesehen, zumal sie frei umher liefen und sich ihr Futter selbst suchen mussten (Vgl. Abel, 1962, S.237).

Auch im 20. Jahrhundert wurde der Weidegang von Schweinen noch praktiziert. Stebler (1903) zufolge lässt man sie frei laufen, wenn die Futterressourcen nicht ausreichen. Die Schweine wurden gemeinsam mit den Kühen auf einer Weide gehalten. Gelegentlich wurden die Herden auch noch von einem Hirten begleitet. Der Autor fordert, auf den Weiden einen Scheuerpfahl zu errichten, an dem die Tiere sich reiben können (S.182f). Die Nachteile der Schweineweide sieht Stebler im Wühlen und Verunreinigen der Weide, aber auch in der Vorstellung, dass rauschende Sauen für das Verwerfen von Rindern verantwortlich seien (ebd., S.184).

Hoesch (1906) plädiert dafür, dass „das Leben wenigstens aller für einen längeren Zuchtgebrauch bestimmter Tiere so naturgemäß bleiben (solle), dass die Organe zu den

ihnen von der Natur bestimmten Funktionen sich brauchbar erhalten und eine tunlichst weitgehende Unempfindlichkeit und Abhärtung gegen Unbilden der Lebensweise sowie Anfälle aller Art besitzen“. Der Freilauf auf der Weide erfüllt nach seiner Auffassung „noch immer am besten eine derartige Doppelaufgabe“ (S.43f).

Auch Weiss (1908) sieht im Weidegang „die gesundeste Lebensweise“, bei der die Tiere „die bekömmlichste Nahrung“ erhalten. Diese Haltungsform schlage sich günstig bei der Mast nieder und werde zudem oftmals „als ein vortreffliches Vorbeugungsmittel gegen die Schweineseuche bezeichnet“ (S.14)

Die mit dem Freigang einhergehenden Schäden in Wäldern und landwirtschaftlichen Nutzflächen wurden zunehmend missbilligt. Im 18.Jh. erließen viele Regionen Auflagen, dass Schweine am Wühlen gehindert werden sollten. Bei Missachtung drohten dem Tierbesitzer Strafen (Danneberg, 1990, S.80).

Ein anonymes Autor (1767) klagt: „Es ist aber ohnstreitig auch unter allen Thieren das gefreßigste, indem sie mehr verderben und verheeren als sie fressen, wenn sie nicht mit gehöriger Aufsicht in Schranken gehalten werden., auch ist ihr Auf- und Umwühlen des Bodens, wo sie sind, sehr beschwerlich“ (S.473). Etwa 100 Jahre später fühlten sich die Bauern durch die freilaufenden und wühlenden Schweine in der immer größer werdenden Feldwirtschaft derart behindert, sodass die Tiere häufig als Ärgernis empfunden wurden (Danneberg, 1990, S.82f). Als Folge wurde ihnen „2 Fuß lange, runde Hölzer mit einem Stricke an den Hals gehängt, „so daß ihnen das Laufen dadurch erschwert wird“ (Schlipf, 1841, S.378; Vgl. Duttenhofer, 1846, S.266). Man ging bis zu aus heutiger Sicht tierquälerischen Maßnahmen indem man den „Untugenden“ damit begegnete, „daß man die beiden Sehnen der beiden Aufhebemuskeln der Oberlippe, da wo sie zusammenlaufen, oben und hinter dem Rüssel durchschneidet“. Alternativ könne ein Draht in das Nasenseptum oder in die Rüsselscheibe eingebracht werden, der dem Wühlen entgegenwirkt, „indem hiebei die spitzigen Haken den empfindlichen Rüssel stechen“ (Baumeister (1871)S.72).

Von den Autoren dieser Zeit gibt alleine Weiss (1908) den Ratschlag, das Problem zu lösen und das Ringeln zu vermeiden indem er vorschlägt , „daß die Schweine täglich viermal aufgetrieben werden und jedesmal nicht länger als eine Stunde auf dem Kleeschlag verweilen; sie benutzen dann diese Zeit ausschließlich zum Fressen“ (S.15).

Hinsichtlich der Stallhaltung – sei es zur Mast oder Zucht- wird allgemein gefordert, dass die Stallungen regelmäßig gereinigt werden sowie warm und frei von Zugluft sind.

Coler (1665) hält eine besondere Fürsorge der Schweine im Winter für erforderlich, da ansonsten viele Tiere erfrieren müssten: „Drumb muß man ihnen zur selben zeit wol strewen/ du die Ställ allenthalben verstopffen/ und vor der kälte wol bewahren/ zimblich gut und warm züessen geben und offt darzü sehen“ (S.461; Vgl. Becher, 1778, S.665). Er betont auch die Relevanz einer guten Stallhygiene: „ob wol ein Saw ein unsauber und unrein Thier ist/ so will sie doch rein Läger haben/ wann man den Stall fein rein ausgekehrt hat/ soll man noch dazu Sand hinein strewen der die nässe vollent außsäuget und austrücknet“ (ebd., S.458f). Man solle den Schweinen aber im Maststall kein Stroh vorlegen, „wie kalt es auch ist“. Den Mist soll man „über zwey oder drey Tag“ entfernen (ebd., S.456).

Hundert Jahre später sieht man es anders, denn Stiffers (1752) meint, man muss den Schweinen „über den vierdten Tag neu streuen, und viel auf einmal einlegen, damit sie sich wohl einscharren können“. Jede zweite Woche soll der Stall gemistet und „neue dicke Streu“ eingebracht werden. Daneben sei es für die Tiere wohltuend, „wenn sie mittags Freigang erhalten, als wenn sie einen ganzen Tag also stehen oder liegen sollen“ (S.298f)

Einem anonymen Autor (1767) zufolge soll den Schweinen – wie auch allen anderen Tieren - „die Streu alle Abend aufgeschüttelt“ werden (S.475).

Becher (1778) erteilt den Ratschlag, den im Maststall liegenden, unruhigen und nagenden Schweinen die Vorderzähne abzubrechen, „so werden sie stille“ (S.725)

Germershausen (1785) sieht das Problem im Bau von Schweineställen und bemängelt zu niedrige, enge Stallungen, die zu warm oder zu kalt seien. Es müsse deshalb mehr Umsicht beim Stallbau walten, auch wenn „deren Bewohner an und für sich ziemlich unsauber sind, und die Reinlichkeit wenig zu lieben scheinen, so zwingt man sie lieber einigermaßen durch die Einrichtung ihrer Wohnung dazu, damit sie gesund bleiben, und gedeyen müssen“ (S.318). Die Stallungen bedürfen einer besonderen Ausstattung, „denn der Mangel an Bewegung verursacht Milzsucht, und ihre Unsauberkeit von unten, nebst Einatmung fauler Luft, bringt noch mehrere Übel im thierischen Körper hervor. Man thut also wohl, den Boden dieser Mästekoben höher zu machen, und mit Halbholze, in welches Löcher gebohrt sind, auszubohlen, damit alle Feuchtigkeit abfließe“ (ebd., S.320f). Es werden saubere Ställe gefordert, in denen der Boden „von starken Balken gemacht“ sein soll, zwischen denen der Urin abfließt (Erkens, 1838). Auch die nachteiligen Auswirkungen der Spaltenböden werden erkannt, denn der Autor bemerkt, dass die Bohlen nicht zu weit auseinanderstehen dürften, „daß die Schweine mit ihrem Rüssel dazwischen, und diese aus ihren Lagen wühlen können, oder das sie mit den Klauen dazwischen kommen und stecken bleiben, sich ihre Füße verrenken, oder gar die Beine zerbrechen können“. Häufig seien Schweineställen auf Düngergruben errichtet, „was ein sehr großer Fehler ist“ (S.7). Rhan (1898) lehnt hingegen das „Auslegen des Fußbodens mit einer durchlöcherten Bodenschicht“ ab da die darunter befindliche Jauchegrube unausweichlich eine starke Geruchsbelastung darstelle, was für die krankheitsanfälligen „verfeinerten Rassen“ ungünstig sei. Eine reichhaltige Einstreu ist dagegen das „Fundament“ adäquater Tierhaltung (S.353)

Bereits Leopold (1795) vertritt die Ansicht, Schweine sollten zur Mast „hinlänglich gute Stallungen haben“. Er führt dabei näher aus, dass alle Tiere „auf einmal, ohne sich zu drängen, zum Freßorte kommen“ müssen, aber auch „rein und trocken liegen“ können. Den Grund, warum viele Schweine „nicht gedeien wollen“, sieht er darin, dass „sie im Drecke umkommen“ (S.190f).

Nach Duttenhofer (1846) ist der Schweinestall „zu oft nicht nur in der schmutzigen Ecke des Hofes angebracht, sondern selbst ... eine Pflegestätte für Krankheiten und Ungeziefer“. Die Schweine bedürften indessen „Wärme und Reinlichkeit“, daher müsse der Stall „trocken und warm seyn, soll aber eine solche Lage haben, daß er den Sonnenstrahlen nicht zu sehr ausgesetzt ist“ (S.265). Es sei ein Irrglauben, dass Schweine dreckliebend sind und keiner Pflege bedürfen. Umso sauberer ein Schwein gehalten werde, „desto besser gedeiht es und desto eher bleibt es gesund“ (S.258). Auch Adam (1873) beklagt mangelnde Hygiene in den Schweineställen und sieht darin das Motiv für Krankheiten wie z.B. den Rotlauf. So seien viele Ställe „noch über der Güllegrube und an der Düngerstätte angebracht, also beständig

schlechter Luft zugänglich, überdies manchmal immerwährend der Sonne ausgesetzt und im Winter ohne Schutz vor Kälte“ (S.215)

Ebenso hält es Stebler (1903) für einen „Irrtum, wenn man glaubt, das Schwein sei an eine Sauordnung gewohnt. Auch das Schwein verlangt Ordnung im Stall, sonst sind Krankheiten unvermeidlich“. Der Autor fordert bei ganzjähriger Stallhaltung die Möglichkeit zu Freilauf, „denn das Schwein hat das Bedürfnis, in der Erde zu wühlen und bleibt viel gesünder, wenn man es bei schönem Wetter täglich einige Stunden in diesem Pferch lässt“ (S.184f).

Schweine dürfe man nur „im Notfalle“ ohne Einstreu halten, „aber auch dann ist wenigstens auf der Lagerstätte Stroh zu legen oder trockener Sand zu streuen“ (Krafft, 1911). Außerdem sollen Schweine im Sommer Gelegenheit zum Baden haben (S.275).

Bis weit in die Neuzeit hinein war es üblich, Schweine auch in Städten zu halten und zu mästen. Die Nähe von Bäckern, Molkereien oder Brauereien boten eine gute Futtergrundlage. Außerdem stellte die Schweinehaltung einen erheblichen Teil der Fleischversorgung der städtischen Bevölkerung. Die Schweine wurden in Koben neben den Häusern, in Kellern oder aber freilaufend auf der Straße gehalten.

Keine Ausnahme dürften die von Coler (1665) dargestellten Verhältnisse gewesen sein: „*Ich hab wol arme Leut in den Städten gesehen/ die gar keinen Stall gehabt/ und doch über zwölf oder vierzehen schwein gezogen unn gemest haben/ Welch auff der Gassen vor dem Hause in allem Koth und Unflath gelegen/ unnd sind gleichwol erzogen und fett gemacht worde / wie dann auch die Brandtweinbrenne/ eins theils pflegen zu thun“ (S.456).*

Auf die mit der städtischen Schweinehaltung verbundene hygienische Belastung reagierten viele Städte mit Verordnungen, um die Tiere aus der Stadt zu verbannen. So verfügt beispielsweise die Stadt Bremen im Jahre 1640, „*daß ein jeder/ der Schweine haelt/ und ferner zu halten gemeinet/....solche innerhalb von vierzehen Tagen/.../ ausser dieser guten Stadt schaffe/ und draußen sonsten an gelegenen Orten unterhalte/...“ (Bremer Verordnung vom 26.März, 1640).*

Der Fütterung von Schweinen wurde bis in 19 Jh. hinein wenig Beachtung geschenkt. Als Hauptfutter im Winter oder Zufutter im Sommer dienten hauptsächlich Abfälle der Bier- und Branntweinbrauerei, Getreidereste, Garten- und Küchenabfälle oder Spülwasser. Von der Goltz (1963) zufolge hing es vor allem von der „*Persönlichkeit der Hausfrau*“ ab, wie die Tiere versorgt wurden, da sie meist mit der Versorgung der Schweine betraut war (S.281).

Coler (1665) erwähnt, dass arme Landwirte das Schweinefutter mit Sand strecken, um sie durch den Winter zu bringen (S.454).

Das Schwein wurde von einem anonymen Autor (1767) als „*eines der nützlichsten Thiere in einer Haushaltung*“ angesehen, weil es selbst die „*unfeilen und verdorbenen Lebensmittel frisst*“ (S.473). Aufschlussreich erscheint in diesem Kontext der Hinweis von Becher (1778), nach dem der Schweinetrog ein Loch aufweisen soll, in welches der Landwirt Quecksilber einbringen könne. Auf diese Weise würde kaum noch ein Schwein sterben (S.666).

Die Schweine sollen aber ihr Futter in der kalten Jahreszeit dreimal täglich in lauwarmen Zustand erhalten sowie einmal am Tage mit warmen Wasser getränkt werden (Anton, 1797, S.248). Schweine wurden oft „*bloß mit Kartoffeln*“ gemästet, wobei Weissenbruch (1798) die Verabreichung von Schrot und Korn zu diesem Zweck für dienlicher hält (S.140).

Andererseits seien für dies „leicht zu ernährende Thier“ alle Grünpflanzen, Abfälle, „reifes als unreifes Obst“, aber auch Kastanien und Eicheln verwendbar (Erkens, 1838, S.26f). In den kuhreichen Alpengegenden wurden die Molkereiabfälle üblicherweise an Schweine verfüttert (Stebler, 1903, S.181). Allerdings sei es sinnvoll, den im Stall stehenden Tieren „regelmäßig etwas grünes vorlegen“ (ebd., S.184).

Interessant erscheint diesbezüglich auch der Hinweis von Hoesch (1906), nachdem eine adäquate Fütterung und Pflege der Schweine „so unendlich viel bedeutet“. Dabei sollten einerseits die „Unterschiede zwischen den einzelnen Tieren“ wahrgenommen und andererseits „zwischen den besseren und schlechteren Tagen“ unterschieden werden. Unterschiedliche Stimmungslagen seien „nun einmal einem jedem Lebewesen beschieden .., welches auf so manches Sanitäre Verzicht leisten muß, das ihm von Natur- und Rechtswegen zustände“ (S.124).

Hinsichtlich des Zuchtalters lässt sich feststellen, dass die Eber und Sauen mit dem Aufkommen neuer Kulturrassen immer frühzeitiger zur Zucht verwendet wurden.

Während ein anonymes Autor (1767) vorschlägt, eine Sau nicht unter 2,5 Jahren und den Eber ab 2 Jahren zur Zucht einzusetzen und dabei die Sau besser nur „einmal des Jahres Ferkel ziehen“ zu lassen (S.476). wird im folgenden Jahrhundert von Duttenhofer (1846) festgestellt, dass Sauen „schon im Alter von 8 bis 9 Monaten“ gedeckt werden. Der Autor hält aber einen späteren Zeitpunkt für geeigneter, „weil sie dann bessere Ferkeln werfen“ (S.261; Vgl. Weiss, 1908, S.15). Offensichtlich führte die Zucht auch zu zunehmender Frühreife, denn Adam (1873) betrachtet bereits ein Zuchtalter von einem Jahr für Eber und 9 Monate bei Sauen als angemessen (S.212).

Die von den Sauen getroffenen Geburtsvorbereitungen nimmt Coler (1665) als typisches Verhalten wahr: „Wann man mercket / dass sie jungen will... wan sie Stroh in den Mund nimbt/ und trägt es an einen gewissen Orth/ so muß man ihe an denselben Orth Stroh stewen/ dass sie nur mit den Ferkeln fein weich und warm ligt/ oder sie in einen besondern Stall einschliessen/ dass sie in partu allein seyn“. Er rät, die Sau 10Tage bei ihren Ferkeln zu lassen. Danach soll sie Freilauf erhalten „daß sie ein wenig weidet/ und bald zu ihren jungen kommen und dieselbigen träncken kann“. Jede Muttersau soll mit ihren Ferkeln einen eigenen Stall haben, um ein gegenseitiges Erdrücken der Ferkel zu vermeiden (S.458f)

Coler zufolge werden die Ferkel meist in der fünften oder sechsten Woche abgesetzt. Dabei soll man sie „mit besonderem fleiß warten/ dass sie zur stärck kommen“ (ebd., S.452). Zweihundert Jahre später lässt man die Ferkel nur noch etwa vier Wochen saugen (Baumeister, 1871). Um robuste Tiere zu erhalten, könne die Zeit aber auf bis zu acht Wochen ausgedehnt werden (S.97). Allerdings meint Adam (1873) die Ferkel dürfen nicht alle zugleich von der Mutter entfernt werden, vielmehr soll man sie allmählich wegnehmen (S.214). Und Hoesch (1906) widerspricht überhaupt den Bestrebungen, Ferkel frühzeitig abzusetzen. Nach seiner Auffassung ist die Muttermilch in den ersten Lebenswochen „unersetzbar“ und erhöhe die „Wüchsigkeit und der Widerstandskraft“ einer Herde. Zumindest die zur Zucht bestimmten Tiere sollen erst nach zwei Monaten abgesetzt werden (S.143). Leopold (1795) berichtet, dass: „Arme Leute und Tagelöhner pflegen die 1, 2 Schweinchen, die sie aufziehen, wie Kinder, kochen ihnen Suppen von Kleye, harte Brotrinden und dergleichen; und man muß sagen, daß sie wohl dabey gedeihen“ (ebd., S.185). In gut geführten Höfen werde der Befruchtungstag einer Sau notiert, um rechtzeitig

vor der Geburt für einen geeigneten Stall und gutes Futter sorgen zu können (Anton, 1797, S.243f). Er bemängelt, dass Ferkel „*im härtesten Winter, wo sie Kälte und Futtermangel drückt*“, geboren werden. Sie müssten dann mit Getreide ernährt werden, was ihren Wert übersteige und trotzdem nur „*äußerst theure krüppelhafte Schweine*“ ergebe (ebd., S.246).

Hoesch (1906) widerspricht den Bestrebungen, Ferkel frühzeitig abzusetzen. Nach seiner Auffassung ist die Muttermilch in den ersten Lebenswochen „*unersetzbar*“ und erhöhe die „*Wüchsigkeit und der Widerstandskraft*“ einer Herde. Zumindest die zur Zucht bestimmten Tiere sollen erst nach zwei Monaten abgesetzt werden (S.143).

Im Alter von etwa sechs Wochen erfolgte üblicherweise die Kastration der Ferkel (Becher, 1778, S.724f).

Vor allem im 19.Jh. gewann die Nutzung von Schweinen zum Gewinn von Fleisch und Fett beträchtlich an Bedeutung. Die meist schwerst arbeitenden Menschen verlangten energieintensive Lebensmittel, was sich in der Zucht entsprechend maßiger Tiere widerspiegelte. Die alten Landrassen genügten den Ansprüchen nicht mehr, sodass im Verlauf des 19.Jh. englische Rassen eingekreuzt wurden. Durch Züchtung entstand das deutsche Edelschwein, welches sich mit einem verkürzten Kopf, kurzen Beinen und breiten Rumpf vollständig von den Landrassen unterschied (Krzymowsky, 1939, S.243).

Die Tiere wurden mit Abfällen aus Industrie und Haushalt oder aber Kartoffeln gemästet. Das Füttern von Getreide wurde hingegen aufgrund der hohen Kornpreise meist als zu teuer empfunden (Abel, 1962, S.237). Die Mastdauer verkürzte sich im Laufe der Zeit erheblich.

Bereits Coler (1665) hält Schweine gegenüber anderen Tieren für besonders rentabel, weil man sie innerhalb von zwei Jahren aufziehen und anschließend mästen kann (S.453). Zur Gewinnung von Speck sollen die Schweine nach Becher (1778) im Alter von 3 Jahren und zum Kochen bereits mit etwa 2 Jahren geschlachtet werden (S.673).

Zweihundert Jahre später haben sich die Mastziele und die Mastdauer verändert.

Duttenhofer (1846) berichtet, dass die Mast meistens bereits im ersten Lebensjahr beginnt, wodurch aber nie solch „*schwere Specksäue*“ entstanden, wie bei einer später begonnenen Mast (S.267). Und nach Weiss (1908) weitere fünfzig Jahre später beträgt das günstigste Mastalter mindestens fünf Monate, wobei die Mastdauer allgemein auf drei bis sechs Monate veranschlagt wird. Als besonders gewinnträchtig hält der Autor die Zucht auf Fleisch und Fett (S.29f).

Gesundheit und Wohlbefinden der Tiere erregten zunehmend die Aufmerksamkeit der Autoren. So kritisiert Rhan (1898) die landläufige Mastmethode, bei denen die Schweine in winzigen Ställen leben müssen: „*Sie verlieren alle ihre Elastizität in den Gliedern und vermögen kaum noch zu gehen. Ihre Nahrung ist eine so schwere, daß sich vermehrte Ablagerungen in den Beinen festsetzen, sie werden auch hierdurch steif, und durch ein rheumatismusähnliches Ziehen belästigt und vermögen nicht mehr ruhig zu stehen, sondern tippeln mit den Hinterbeinen von einem Bein auf das andere*“. An den frühreifen und schnellwüchsigen neuen Schweinerassen werden auch bald Nachteile im Vergleich zu den bodenständigen Landrassen wahrgenommen. Generell seien die neuen Rassen „*jammervolle Kunstprodukte*“, die mühevoll umsorgt werden müssen, damit sie nicht „*von Krankheiten und Seuchen dezimiert werden*“ (S.354).

Schnee (1862) stellt die früheren robusten, bewegungsfreudigen Landrassen den neuartigen Zuchtschweinen gegenüber. So sei das edle Zuchtschwein nach seiner Erkenntnis aufgrund seines massiven Körperbaus „gar nicht fortzubringen“. Bei schlechter Witterung „friert und fiebert“ es im Freien und bei heissem Wetter wird es „schorfig auf der Haut“ oder bekommt „Ausschläge“. Seine Neigung zum Fettansatz sei ins Krankhafte hinein ausgeprägt. Durch die Organverfettung käme es oft vor, dass „Blutzersetzungen, Lähmungen, Schlagfluß, Herzerreißungen entstehen, wodurch das Leben solcher Thiere vernichtet wird“. Desweiteren beklagt Schnee die Einbußen der Fruchtbarkeit dieser Tiere. Der Autor resümiert daraus: „Die Edelschweine kann und muß man sogar bald schlachten; die gemeinen Schweine dagegen kann man ohne Gefahr für ihr Leben und ihre Gesundheit lange Zeit leben lassen, ja sogar muß man sie, um sie auf ihren höchsten Werth zu bringen, ein paar Jahre älter werden lassen, wie die Edelschweine“ (S.783ff).

In Bezug auf die Haltung des Zuchtebers beklagt Baumeister (1871) die mangelnde Bewegung durch die ganzjährige Stallhaltung. Der Eber bringe dadurch „sein Leben in träger Ruhe“ zu, wodurch er „bald zu schwer und wenig fruchtbar“ werde. Aus diesem Grunde fordert Baumeister, ihm täglich Freilauf an der frischen Luft zu gewähren (S.58).

5.2.1.3 Zur Haltung und Nutzung von Schafen und Ziegen

Der Umfang der Schafhaltung schwankte in den Jahrhunderten der Neuzeit wie zwischen den einzelnen Regionen. Verglichen mit der Rinderhaltung spielten Schafe jedoch eine untergeordnete Rolle. Da die Gutsherren in den ersten neuzeitlichen Jahrhunderten die Weidrechte vor den Bauern hatten, wurde der größte Teil der Schafe auf Gütern gehalten. Den umliegenden Bauern wurde das Recht auf Schafhaltung zeitweise sogar verwehrt. Dieses Verbot wurde nicht unbedingt eingehalten und kam nur dann zum Tragen, wenn es in der Nähe des Dorfes eine Domäne gab (Achilles, 1991, S.26).

Durch Einkreuzung feinwolliger und großwüchsiger Merinos Ende des 18. Jh. erreichte die Schafhaltung ihrem wirtschaftlichen Höhepunkt. Etwa 150 Jahre später wurde die Schafhaltung durch den Import überseeischer Wolle unrentabel, wodurch die Tierzahl wieder drastisch reduziert wurde (Henning, 1978, S.26).

Über die Haltung und Nutzung von Ziegen finden sich in der vorliegenden Literatur nur wenige Angaben. Es ist zu vermuten, dass im Verlauf der Neuzeit immer weniger Ziegen gehalten wurden. Vorrangig dürften wohl die Alpenregionen dabei zu den wenigen ziegenreichen Gebieten gezählt haben (Vgl. Stebler, 1903, S.163).

Über den Charakter von Schafen und Ziegen finden sich nur wenige Aussagen. Beide Tierarten werden als minder intelligent, aber gutartig angesehen.

Es verwundert, dass noch Duttenhofer (1846) der Überzeugung ist, die „geistigen Eigenschaften“ der Schafe ständen „auf einer sehr niederen Stufe“. Er charakterisiert sie als „eigensinnig und scheu“, empfindet aber die Gemächlichkeit dieser Tiere als vorteilhaft. Daneben lobt er den „außergewöhnlich energischen, moralischen Muth“ sowie die innige Verbindung der Schafe zueinander, wodurch die „geistige Schwäche dieses Thieres in manchen Beziehungen ausgeglichen und das Schaaf zu Handlungen befähigt, deren man ein nach einer oberflächlichen Schätzung psychisch niedrig stehendes Thier nicht fähig

halten sollte“ (S.209). Auch Schmidt (1869) meint: „Die Fähigkeit, zu überlegen, scheint bei den Schafen geringer zu sein, als bei unseren übrigen Haustieren“. Ein erschrockenes Schaf sei unaufhaltsam und laufe „in besinnungsloser Flucht über alles hinein, was ihm in den Weg kommt; es zerschellt sich an Mauern, stürzt sich über Abhänge oder in Seen...“ (In: Baumeister, 1872, S.5).

Über die Eigenschaften der Ziegen äußert sich lediglich Hohberg (1995). Er zitiert in seiner Schrift die bereits im Mittelalter von Herr verbreitete Auffassung, Ziegen atmeten durch die Ohren (1994, S.191).

Ziegen und Schafen wurden vor allem auf der Weide gehalten, wobei die Herden gehütet wurden. In Alpengebieten konnten sich beide Tierarten frei bewegen. Für Ziegen wurde die Waldweide aufgrund des gefürchteten Verbisses in vielen Gebieten verboten. Sie liefen aber oftmals unter den Schafen mit, weideten unter Aufsicht von Kindern und alten Leuten oder liefen in Alpengebieten frei umher (Abel, 1962, S.238).

Da Schafe nach der Ansicht Colers (1665) gerne Musik hören und dabei besser fressen sollten die Schafhirten „vorsichtig seyn/ unnd die Schaf lieb haben/ ihr bestes suchen“. Neben einem liebevollen Umgang sollen sie die Tiere auch jederzeit „mit pfeiffen/ züschen und singen belustigen und erfrewen“ (S.428f).

Nicht alle Autoren sehen die Schafhaltung in diesem romantischen Licht. Anton (1797) bemängelt das Missverhältnis zwischen der hohen Tierzahl und den schlechten Weiden. Er beklagt zudem die ungenügenden Sachkenntnisse der Schafbesitzer, „welche das Faulwerden der Schaaf von Tränken mit reinem Wasser herleiten, und diese Thiere durch den Durst für dieser Krankheit bewahren wollen“. Die Schafe würden dadurch „vom Durste aufs äußerste geplagt“ und müssten das abgestandene, faulende Wasser auf den Niederungen zu sich nehmen (S.231).

Schmidt (1869) beklagt hundert Jahre später den fehlenden Schutz der weidenden Schafe vor Hitze und Unwetter. Nach seiner Auffassung sei es bereits ausreichend, „die Heerde gegen den ungestümsten Regenfall oder während der heißen Jahreszeit gegen die Mittagssonne durch den Schutz von Bäumen oder offene Schuppen zu sichern“ (In: Baumeister, 1869, S.233).

Um Ziegen dort, wo Waldweide noch möglich war, vom Abfressen junger Triebe zu hindern, brach man ihnen im Tessin oftmals die Schneidezähne ab (Stebler, 1903). Nach seiner Ansicht ist dies „ein wiedernatürlicher Eingriff, der allerdings für das Leben der Tiere nicht vorteilhaft ist“ (S.178). Dennoch hat die Ziege nach Stebler „allgemein zuviel Rechte“ und ein Verbot der Ziegenweide sei oftmals „das allein Richtige“ (ebd., S.179).

Die Stallhaltung von Schafen erfolgte in den ersten neuzeitlichen Jahrhunderten üblicherweise nur im Winter. Im 18.Jh. kam die ganzjährige Stallhaltung der Schafe auf. Insbesondere Stallbau und Stallhygiene wurden stark diskutiert, aber auch die ganzjährige Einstallung.

Coler (1665) ist der Auffassung, dass Schafställe eine Neigung haben sollen, damit „man die Ställe leichtlich auskehren und rein halten kann“ und der Urin abfließe. Der Autor weist bereits in dieser Zeit auf die Bedeutung von Krankenställen hin, um erkrankte Tiere von gesunden zu entfernen (S.429). Für Coler ist das Schaf aber ein reines Weidetier, dem es besser bekommt, „auff dem Felde gehüttet/ dann im Stall gefüttert zu werden“ (ebd., S.424).

Gemeinhin wurden die Ställe von Schafen nur selten ausgemistet. Stifers (1752) hält es für angemessen, den Tieren täglich einzustreuen. Allerdings dürfe keinmal ausgemistet werden, bis man den Mist benötigt (S.296). Der Mist soll aber *„niemals höher als zwey Ellen hoch an den Wänden hinauf steigen“* (Hastfer, 1754, S.142). Der Autor erwähnt außerdem den verbreiteten Glauben, Spinnen befreiten den Schafstall *„von giftigen Partikeln“* dadurch, dass sie dieselben *„an sich ziehen und in ihre Gewebe einschliessen“* (ebd., S.146).

Hinsichtlich der ganzjährigen Stallhaltung vertritt Germershausen (1786) die Meinung, Schafe hätten eine erhöhte Anfälligkeit und stellten daher höhere Ansprüche auf ein freies Leben als die anderen Haustiere (S.497).

Germershausen (1786) bemängelt die schlechte Luft in den Stallungen. Er sieht darin einen Grund, weshalb viele Tiere erkranken und frühzeitig sterben: *„Hiewieder fehlen nun alle unsre Schäfer, welche alle Löcher sorgfältig in den Wänden verstopfen, um ihr Vieh ja recht warm zu halten“*. Generell widerspreche die Haltung in warmen, geschlossenen Räumen ihrer Natur, was durch ihre schützende Wolle schon zu erkennen sei (ebd., S.503f). Am heftigsten echauffiert sich der Autor darüber, dass Schafe auf ihrem Mist stehen müssen. Nach seiner Ansicht sei die *„scharfe, ätzende Eigenschaft“* der Schafexkreme gemeinhin bekannt, sodass es ein unzumutbarer Zustand ist, die *„armen Schafe“* mehrere Monate in *„solcher fauler, gährender Luft“* stehen zu lassen (1785, S.314).

Dass Schafe über Monate auf ihrem Mist stehen, ist auch nach Ansicht von Leopold (1795) eine *„Unvollkommenheit“*. Er bemerkt dazu: *„Keinen Thieren können ihre eigenen Ausdünstungen und gar die Ausdünstungen von ihren Auswürfen angenehm und gar gesund seyn. Das Schaaf und die Kuh haben in dem Falle mit den Menschen einerley Bau der körperlichen Gefäße, - nur daß sie eine anhaltende üble Empfindung nicht so an den Tag legen können, wie der Mensch“*. Zumindest in kleineren Wirtschaften sei es machbar, die Schafe ein oder zweimal zu misten (S.280f). Ferner sei das Schaf ein Weidetier, bei dem die Stallhaltung *„nur ein künstlicher Nothbehelf“* ist und dem die *„freie Weide immer vorzuziehen seyn würde“*. Da der Getreide- und Futtermittelanbau jedoch einen höheren Stellenwert als die Wolle habe, sei die Sommerstallfütterung zu befürworten (ebd., S.261). Demgegenüber steht für Papst (1860) die Qualität des Düngers im Vordergrund und er empfiehlt, den Mist *„mehrere Monate lang und länger“* unter den Tieren liegen zu lassen, da er sich so verbessere (S.189).

Weil die Stallungen zu wenige oder zu kleine Fenster hätten, sei die Luft in den Schafställen aber eine *„Pestathmosphäre“* (Rhan, 1898, S.428).

Über Ziegenställe finden sich nur wenig Hinweise. Nach Hohberg (1995) wurden nur die laktierenden Ziegen in Ställen gehalten, wobei sie hier auf Steinböden *„ohne Streu und Unterbette“* standen. Hohberg rät jedoch, den Ziegen zumindest im Winter einzustreuen, um die Qualität des Dungs zu verbessern (S.193).

Florinus (1748) erwähnt, dass auch Ziegen *„sauber und rein“* gehalten werden sollten, denn *„der viele Mist und die böse Feuchtigkeit sind ihnen höchst schädlich“* (S.543).

Nach der Mitteilung von Papst (1861) wurden Ziegen im Stall angebunden. Seiner Ansicht nach soll der Stall *„trocken und warm und mit einer Raufe und Krippe versehen sein“*. Den oft schlechten Geschmack von Ziegenmilch führt er darauf zurück, dass die Tiere *„Vernachlässigungen in der Pflege“* erfahren (S.316f).

Adam (1873) betont, dass die Ziege *„eine angemessene, sorgsame Pflege, reinlichen, warmen Stall und gute Streu“* benötige. Zwar sei sie weniger anfällig als Schafe, dürfte deshalb aber nicht vernachlässigt werden (S.211).

Auch Krafft (1911) moniert die schlechten Stallverhältnisse: *„Zur Pflege der Ziegen gehört vor allem ein angemessener Stall, eine Anforderung, gegen die sehr viel gefehlt wird: Licht, Luft, trockenes, sauberes Lager sind die ersten Bedingungen für die Gesunderhaltung“* (S.286).

Stebler (1903) berichtet, dass es in manchen Alpenregionen vor den Dörfern *„Miniaturstädtchen“* für Ziegen gebe, in denen jeder Tierbesitzer über einen eigenen Stall verfügt. So würden die Tiere den Ort nicht *„verstänken“* und das gemeinsame Austreiben am Morgen werde erleichtert (S.172).

Die Fütterungsverhältnisse für Schafe waren in der Neuzeit schlecht. Nach den Angaben von Abel (1987) standen bei der Vergabe des Winterfutters die Schafe hinter den Kühen. Sie erhielten somit meist nur Stroh und wurden durchgehungert (S 504). Bereits Coler (1665) betont die Relevanz einer umsichtigen Betreuung und Versorgung durch die Landwirte im Winter, *„den es kann so ein harter Winter kommen/ der ihm die Schafe tödtet/ die er gedacht hätte/ dass sie den Winter außtauren sollten/ und derenwegen sie im Heebst behalten/ und nicht abgeschafft“*. Er bemängelt, dass oftmals Dauer und Kälte dieser Jahreszeit unterschätzt würden. Dadurch würden im Herbst zu wenige Tiere geschlachtet und zu viele Schafe überwintert, wobei sie *„häuffig auß Mangelung deß Futters und der Hüttung“* sterben müssten (S.424). Gleichermaßen empfiehlt auch Florinus (1748), nur soviel Tiere zu halten, wie man Füttern kann (S.531). Demgegenüber meint Stifers (1752), man solle Schafen und auch Ziegen generell kein *„schmackhaftes und gutes Futter“* geben. Falls sie im Winter freilaufen, sollten sie wenig oder nichts erhalten (S.298). Auch Germershausen (1786) beklagt die jahreszeitlich bedingt unterschiedlichen Fütterungsverhältnisse der Schafe. So müssten diese innerhalb eines Jahres *„von ihrer Verringerung oder Magerwerden zur Wohlleibigkeit oder Fettwerden“* wechseln, da die schlechte Winterfütterung der fetten Weide im Sommer gegenüberstehe. In dieser Problematik sieht er den Grund für die Anfälligkeit der Schafe (S.502). In diesem Sinne weist Anton (1797) auf den Fehler vieler Tierhalter hin, mehr Schafe zu halten als Futter vorhanden sei. Ein höherer Nutzen werde erzielt, wenn man nur wenige, aber gut genährte Tiere halte (S.229).

Hinsichtlich des Zuchtalters bemerkt Eckhart (1782), dass Schafe erst mit etwa 2,5 Jahren zur Zucht verwendet werden dürften, sofern *„was rechtes“* daraus werden soll (S.201).

Zur Versorgung der Jungtiere dürfte die Tatsache wichtig sein, dass Muttertiere üblicherweise noch bis über das 18.Jh. hinaus gemolken wurden (Von der Goltz, 1963, S.250f). Folglich mussten die Lämmer frühzeitig auf Grünfutter umgestellt werden.

Coler (1665) lehnt das Melken der Muttertiere entschieden ab. Er hält es dagegen für wichtig, Muttertier und Lamm gemeinsam einzustallen, *„dass die Schafmutter ihr Kind anfangs lieb zu haben/ und zu pflegen/ und hinwiderumb das Lämlein seine Mutter kennenlerne“* (S.427). Sofern die Lämmer etwas herangewachsen sind sollen sie gelegentlich mit den Muttertieren weiden (ebd.). Das sieht auch Germershausen (1786) hundert Jahre später noch so und hält es für das Beste, Lämmer ihrer Natur gemäß solange saugen zu lassen, bis sie es von allein einstellen (S.496). Demgegenüber hält es

Duttenhofer (1846) weitere sechzig Jahre später bereits für ratsam, die Säugezeit auf „*mindestens 4 bis 6 Wochen*“ einzuschränken. Die Muttertiere dürften in diese Zeit aber keinesfalls gemolken werden, da die Milch „*für die Erhaltung des Jungen so nothwendig ist*“. Die Krankheiten von Lämmern stammten meistens „*von Vernachlässigung, von Kälte, Hunger, Überfütterung, schlechter oder zu fetter Muttermilch*“, was durch aufmerksame und sachkundige Landwirte vermeidbar wäre (1846, S.242f).

Florinus (1748) erwähnt die heute noch übliche Geflogenheit, dass man zur Unterscheidung der Geschlechter den weiblichen Lämmern die Schwänze abschnitt (S.527). Demgegenüber hält Anton (1797) diesen Brauch für ein „*unbarmherzige(s) Verstümmeln*“ der Jungtiere., wobei die weiblichen Tiere kupiert würden, um „*dem Bocke das Springen zu erleichtern*“ und die männlichen Tiere kastriert werden, weil sie zur Mast bestimmt seien (S.238).

Die Nutzung von Schafen war zunächst vielseitig, konzentrierte sich aber seit dem 18.Jh. zunehmend auf die Wollproduktion. (Abel, 1962, S.318). Die Wolle hatte in der gesamten Neuzeit den höchsten wirtschaftlichen Wert. Je nach Region wurden um 1800 bis zu einem ein kg Wolle pro Tier erwirtschaftet, in grasreichen Regionen sogar mehr. (Abel, 1978, S.505). Durch den Import von Merinoschafen aus Flandern, England und Spanien im 18.Jh. veränderte sich die Schafzucht dahingehend, dass der Wert und die Bedeutung der Schafzucht auf Wollnutzung zusätzlich stieg, während andere Nutzungsformen wie die Gewinnung von Fleisch und Milch in den Hintergrund traten (Abel, 1962, S.317f).

Auf eine umfassende Nutzung verweist Becher (1778),: „*Am ganzen Schafe ist nichts böses noch unnütliches, das Fleisch, die Wolle, die Haut, die Milch, Butter und Käse, ja Därme, ja auch der Mist ist sonderlich gut, und kann allenthalben gebraucht werden*“ (S.642).

Ziegen waren vornehmlich hauptsächlich als „*Kuh der Armen*“ von Bedeutung (Stebler, 1903, S.163). So erwähnt Hohberg (1995) sie als ein „*fast notwendiges*“ Tier, welches von vielen Familien zur Ernährung und Milcherzeugung genutzt wird (S.191).

Eine unbedeutendere Nutzung von Ziegen erwähnt Walther (1658), nach dem es vorteilhaft sei, „*stinkende Ziegenböcke*“ in Pferdeställen zu halten. Dies verfolge den Zweck, dass die Pferde „*wohl zunehmen*“ (S.12).

5.2.1.4 Zur Haltung und Nutzung von Pferden

Die Haltung von Pferden als Zug, Reit, und Ackertier im landwirtschaftlichen Bereich der Neuzeit gewann beträchtlich an Bedeutung und Umfang (Abel, 1962, S.179). Vor allem ihre Verwendung zu Transportzwecken außerhalb des landwirtschaftlichen Bereiches war allgemein weit verbreitet (Henning, 1978, S.84). Die Pferdezucht wurde ausgeweitet, wobei in vielen Städten Gestüte entstanden, die vorwiegend von Landesherren betrieben wurden (Abel, 1962, S.236). Acker- und Zugtiere im bäuerlichen Bereich waren vor allem im 20.Jh. oft Kaltblüter, da diese sich durch besondere Kraft auszeichneten. So soll ein geeignetes Arbeitspferd „*gesund, stark und dauerhaft*“ sein und sich durch „*starke Nerven*“ auszeichnen (Anton, 1797, S.211).

Wie zu früheren Zeiten werden Pferde in ihrem Charakter als edel, tapfer und großmütig beschrieben. Zudem wird dem Pferd eine Sonderstellung unter den Haustieren eingeräumt.

Hohberg (1995) zufolge ist das Pferd von „*einer hitzigen, doch gemäßigten temperierten Natur, die Hitze erscheint aus der hurtigen Geschwindigkeit und unerschrockenen Kühnheit, die Mäßigkeit aber aus ihrer Sanftmut und Gehorsam*“. Nach seiner Auffassung ist es dem Menschen durch seine vielseitigen Einsatzmöglichkeiten und seine Gelehrigkeit besonders dienlich (S.175f). Hohberg hält manche Eigenschaften der Pferde mit denen der Menschen vergleichbar. So bevorzuge das Pferd einen „*guten edlen Geruch*“ und vermeide Schmutz. Auch würden Pferde durch den Klang von Musik in den kriegerischen Schlachten „*beherzter und frecher*“ (ebd., S.176f). Nach der Ansicht von Walther (1658) ist das Pferd „*ein verständig Ding*“, das seinem Herren zugewandt und dienlich ist, wenn es nicht misshandelt, überfüttert und vernachlässigt wird (1658, S.17). Grundsätzlich sei es „*ein reinlich Thier*“, dem „*aller Unsauberkeit feind und gram*“ wäre. (S.22f) Für Florinus (1748) gibt es unter allen vierfüßigen Tieren „*kein mächtiger, schöner, aufgeweckter, ernstlicher, getreuer noch tapfferes Thier*“ als Pferde. Er meint, dass ein edles Pferd sich „*durch den Hall und Schall der Paucken und Trompeten*“ motivieren lasse, in den Krieg zu ziehen. Diese Tiere fürchteten die Waffen nicht und selbst nach einer Verwundung seien sie nur bestrebt, den Herren zu behüten und zu retten (S.440; Vgl. Hohberg, 1995, S.176f). Duttenhofer (1846) vertritt die Meinung, das Pferd verbinde neben körperlichen Vorzügen auch „*Muth und Sanftheit in der glücklichsten Mischung*“ (S.41). Der Autor meint, dass ein Pferd seine Verletzungen still erträgt, lediglich „*Qualen oder der Augenblick des Todes vermögen ihm ein Stöhnen auszupressen*“. Auch erledigten Pferde die schwersten Arbeiten geduldig und gehorchten ihrem Besitzer jederzeit. In Deutschland würden Pferde jedoch oft „*mißhandelt und zur Maschine gemacht*“, sodass „*ein starrsinniges, bissiges, ungeduldiges, scheues, böses Thier*“ daraus werde (ebd., S.42).

Das sommerliche Gras auf der Weide war für viele Arbeitspferde Hauptquelle der Ernährung. Sie hatten eine kleine, magere Statur und vermochten wenig Arbeit zu leisten. Kräftigere Pferde hingegen wurden zusätzlich mit Hafer und Heu versorgt (Abel, 1962, S.235f). Florinus (1748) weist auf eine adäquate Trinkwasserversorgung auf den Weiden hin. Außerdem müssten die Pferde bei schlechtem Wetter eine schützende Unterkunft haben und im Winter gänzlich eingestallt sein (S.441f). Auch nach Erkens (1838) soll stets „*hinlänglich gutes*“ Wasser zum Trinken und Baden bereitstehen (S.10).

Coler (1665) zufolge werden die Pferde je nach Region entweder vom Hirten gehütet oder an lange Seile angepflockt. Desweiteren binde man ihnen oftmals die Füße zusammen. In Schlesien sei es zudem üblich, die Füße mit Ketten zu versehen, welche abschließbar sind (S.346).

Ein Teil der Arbeitspferde wurden im Stall gehalten und nur zur Arbeit herausgelassen (Abel, 1962, S.235). Dabei sind die Autoren übereinstimmend der Auffassung, Pferde bräuchten mehr Pflege und Sauberkeit als andere Tiere. Pferdeställe sollen stets gründlich gereinigt werden, da sie besonders saubere Tiere sind. Keinesfalls dürfe man sie im Nassen stehen lassen, „*denn davon entspringen viele böse Krankheiten/ wodurch ein Pferd gar verderben kann*“ (Walther, 1658, S.24f). Auch solle der Boden „*nit schliffrig/ naß oder feucht seyn/ sondern mit Steinen ausgepflastert/ die etwan so groß seyn als ein Pferdefuß*“ (Coler, 1665). Daneben soll eine hölzerne Trennwand zwischen jedem Tier sein, damit „*ein jedes Roß seyn eigen Zellchen habe/ darinnen es von den Andern ungehindert stehen/essen / trinken und ruhen kann*“. Die Stallungen sollen täglich gereinigt werden, denn „*ein Pferd ist ein reinlich Thier/ und will fein sauber und rein gehalten seyn*“ (Coler, 1665, S.345).

Florinus (1748) hält es für wesentlich, dass der Stallboden abschüssig gepflastert werde, damit der Urin leicht abfließen kann. Die Standlänge gibt Florinus mit „9 gute Werckschuh“ an und die Breite soll etwa zweidrittel davon betragen, um den Tieren ausreichend Platz zu gewährleisten (ebd., S.445). Die Ställe sollen im Winter warm sein (ebd., S.441).

Ein anonym Autor (1767) führt die „Fußkrankheiten“ der Pferde auf mangelnde Stallhygiene und Pflege zurück. So würden „sowohl durch den Urin, als verfaulten Mist allerhand böse Wirkungen im Horn und übrigen Theile des Fußes der Pferde erregt werden“. Aus diesem Grund sollen die Pferde sauber gehalten werden und eine gute Pflege erhalten (S.389).

Nach den Erkenntnissen von Germershausen (1783) werden unter allen Haustieren allein die Pferde üblicherweise täglich gemistet (S.644). Auch Papst (1860) merkt an, dass diese Tiere die „grössere Reinhaltung“ erfordern (S.190).

Dass die Fütterung und Pflege der Pferde aber trotz der offensichtlich guten Kenntnisse ihrer Bedürfnisse oft vernachlässigt wurde, belegen die folgenden Aussagen.

Vor allem in der Erntezeit sind die Pferde abgemagert stellt Walther (1658) fest. Deshalb hält er es für wesentlich, „daß man sie zur selben Zeit aufs beste wartet/ und ihnen Körner zu essen gibt“ (S.12). Wiederholt warnt der Autor die Pferdebesitzer, seinen Knechten bei der Pferdepflege zu vertrauen. Er soll sich besser persönlich vom Pflegezustand der Tiere überzeugen (ebd., S.12 und 18). Die Versorgung mit sauberem Futter und Wasser müsse stets gewährleistet sein. Zudem führe ein liebevoller Umgang ohne Aggression und eine artgerechte Unterbringung letztlich zu einem innigen Verhältnis zum Pferd (ebd., S.18f und 22).

Die Pferde ernähren sich nach Coler (1665) im Sommer gemeinsam mit anderem Vieh auf der Weide und im Winter von minderwertigem Rauhfutter (S.358). Die nach seinen Erkenntnissen verbreiteten Auffassung, Ackerpferde müssten keinen Hafer fressen, hält er für falsch. Sei ein Pferd noch so gering, „so muß es doch seine Wartung auch haben/ dann da wird nichts anders drauß/ auch die schlechten Pferde müssen wol gefüttert seyn/ dann sie arbeiten/ so wol als ein Gesinde“ (ebd., S.340). Deshalb soll man ein Pferd „wol warten/ und wol brauchen, wenn man sie nicht ruinieren will“ (ebd., S.358) Um dem Hungern der Pferde im Winter zu begegnen, rät Florinus (1748) den Landwirten, rechtzeitig zu veranschlagen, ob die Futtermittelvorräte genügen (S.443). Auch solle man vorrangig auf die Knechte achten, da diese das Futter aus den Ställen stehlen könnten, die Tiere überladen oder prügeln, so Becher (1778, S.559).

Etwas sachlicher fordert Anton (1797) eine Verbesserung des Wissensstandes in der Pferdepflege, weil hier „sehr viele Fehler von den mehresten begangen werden“ (S.211).

Ein arbeitendes Pferd benötigt nach Erkens (1838) neben Heu zumindest fünf Pfund Hafer. Fuhr- und Schiffsleute füttern jedem Tier sogar bis zu 20 Pfund. Erkens rät, die Pferde während des Fütterns zu putzen und zu pflegen. Geht ein Pferd nicht zur Arbeit, sondern bleibt im Stall, so soll man ihm Heu vorlegen, „damit es Zeitvertreib habe“ (S.23f).

Das Zuchtalter der Pferde grenzt Anton (1797) auf die Zeit zwischen dem 5. bis zum 15. Lebensjahr ein (S.216).

Für den Umgang mit trächtigen Stuten fordert Stiflers (1752) die Tiere einzeln aufzustallen und so weit voneinander entfernt anzubinden, dass sie nicht aneinanderreichen. Die Stuten könnten stundenweise zur Arbeit eingespannt werden (S.284). Coler (1665) vertritt die Meinung, man soll die jungen Fohlen bis zu sechs Monaten saugen lassen und anschließend mit Heu, Schrot und Hafer anfüttern. Bei armen Bauern ständen sie allerdings nur auf der Weide und erhielten wenig Futter. Diese Fohlen gediehen nicht, sondern blieben „*schmächtig und schwach*“ (S.340). Nach Florinus (1748) hingegen kann ein Fohlen bereits nach drei Monaten abgesetzt werden. Es soll dazu in einen separaten Stall verbracht, angebunden und mit gutem Futter versorgt sein (S.461). Anton (1797) dagegen empfindet 3 Monate Saugzeit als „*der Sache zu wenig*“ und schlägt etwa 5 Monate vor (S.221; Vgl. Rhan, 1898, S.39). Die frisch abgesetzten Fohlen sollen zunächst nicht im Stall angebunden werden, „*weil sie in den ersten Tagen fast rasend sind und sich leicht erhängen können*“ (Anton, 1797, S.221). Dass sich diese Auffassung erhält, bestätigt etwa ein Jh. später der Autor Stebler (1903). Er schlägt eine Absetzzeit von drei bis fünf Monaten vor und plädiert für eine schrittweise Umstellung auf Rauhfutter. Als wichtig erachtet er regelmäßigen Freilauf für Muttertier und Fohlen (S.188f). Desweiteren beklagt Stebler, dass Fohlen im Winter häufig nur minderwertiges Futter erhalten (ebd., S.192).

Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein wurden Pferde regelmäßig zur Arbeit auf dem Acker eingesetzt, sie waren in der späten Neuzeit die wichtigsten Arbeitstiere (Claaßen, 1917, S.38f). Ab etwa 1850 wurde in vielen Regionen der Kaltblüter verwendet, welcher sich durch seine hohe Belastbarkeit auszeichnete (Krzymowski, 1939, S.235f). Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstanden mit dem Aufkommen von Tierschutzvereinen Bestimmungen zum Schutz der Fuhrwerkpferde. Entsprechende Verordnungen für Ackerpferde gab es nicht (Vgl. Idel, 1999, S.138).

In seinem *Calendarium Oeconomicum & perpetuum* plädiert Coler (1591) für die beste Versorgung und den besten Umgang mit dem Pferd vor allem zu den Zeiten, in denen die Tiere schwer arbeiten müssen. Gute Pflege und Fütterung vorausgesetzt, sollen die Pferde zwischen den Arbeitseinsätzen weiden und sich ausruhen (o.S.). Dass diese Forderung nicht unbedingt umgesetzt wurde, bestätigt Coler (1665) an anderer Stelle. So beschreibt er das vermutlich öfter beobachtete Verhalten von Fuhrleuten mit einem zu schwer beladenen Gespann: „*Da stehen dann die groben unbescheidene Leute/ schlagen und stechen mit großen Schreyen in die Pferde/ dreschen sie mit Prügeln und großen Hebstangen über die Lenden/ und unten umb die Beine/ dass sie manchen stracks ein Bein entzwey schlagen/ unnd verderben also die arme Thier/ und sich selber muthwillig/ dann wen schlagen sie/ dann sich selber/ und függen ihnen selber Schaden zû*“ (S.356). Deshalb sollte man, wie Walther (1658) fordert für das Zuggeschirr, „*stets gût sitzende Materialien (zû) verwenden und diese ohne Unruhe an(zû)legen*“. Ebenso soll man die Tiere „*mit den Sporen und Peitsche zû frieden lassen/ und nicht in sie wüten unnd toben*“, sondern vielmehr „*ziehen und regiren/ wie die Kinder*“, um sie nicht zu verderben (S.20). Aber Florinus (1748) hält es für angemessen, widerspenstige Pferde bis zu zwei Tage dursten zu lassen. Dadurch würde ein Pferd zum einen „*fromm und thätig*“ und zum anderen könne man „*dessen Gesundheit fördern*“ (S.469).

Einem anonymen Autor (1767) zufolge sind Pferde nur dann zu schwerer Arbeit fähig, wenn sie gut genährt und gepflegt sind. Dazu soll man ihnen regelmäßig den Rücken und die Hufe untersuchen und die Tiere in sauberen, gelüfteten Ställen halten (S.362f).

Arbeitseinsätze von täglich bis zu 10 Stunden hält Leopold (1795) für angemessen, wobei die Tiere eine mehrstündige Mittagspause haben sollen: „*Denn wir sind zwar Herren der Thiere, sollen aber nicht zu Tyrannen derselben werden*“ (S.49). Nach der Auffassung von Koppe (1831) können Ackerpferde 10 bis 12 Stunden arbeiten, „*ohne dadurch von Fleisch und Kräften zu kommen*“ (ebd., S.126).

Leopold beklagt daneben die Verwendung zu enger und zu harter Geschirre. Die Pferde erhielten davon Geschwüre, Schmerzen und „*oftmals gar unheilbare Schäden*“ (ebd., S.76).

Nach Anton (1797) wurden Pferde oftmals bereits mit drei Jahren zur Arbeit verwendet. Der Autor weist darauf hin, dass man so „*den größten Schaden*“ anrichte. Ein so junges Tier werde „*in seinem Wachsthum aufgehalten*“ und häufig „*zu einem elenden Pferde und Krüppel gemacht*“. Nach seinem Ermessen darf ein Pferd erst gegen Ende des vierten Lebensjahres allmählich eingearbeitet werden (S.222f). Gemäß Haubner (1881) benötigten schwerstarbende Tiere eine spezielle Pflege und Behandlung. Eine gesundheitliche Schädigung sei dennoch nicht zu umgehen, da die Arbeit der Pferde zu schwer (S.626f). Haubner weist darauf hin, dass eine frühzeitige Verwendung zu Arbeit „*Krüppel*“ schaffe und die „*Zeit der volle Dienstauglichkeit*“ reduziere. Daher tritt er dafür ein, Jungtiere erst ab etwa 5 Jahren zur vollen Arbeitsleistung zu verwenden (S.628).

5.2.1.5 Zur Haltung und Nutzung von Eseln und Maultieren

Über Esel und Maultiere finden sich in der vorliegenden Literatur beinahe keine Hinweise. Vereinzelt dürften die Tiere wie im Mittelalter zum Tragen verwendet worden sein. In der Landwirtschaft des mitteleuropäischen Kulturkreises wurden sie jedoch nicht als Arbeitstiere verwendet. Die wenigen Aussagen über Esel unterscheiden sich nicht von denen aus den vorhergehenden Epochen. Auch die wenigen neuzeitlichen Aussagen bezeichnen Esel stets als genügsame, aber dumme Arbeitstiere. So bezeichnet Florinus (1748) Esel als „*verächtlich*“, aber auch „*zu vielem nutz*“ (S.489). Esel würden mit der minderwertigsten Nahrung vorlieb nehmen und auch das fressen, was die anderen Tiere verschmähen. Nur wenn Esel angestrengt arbeiten, sollen sie nach Florinus besseres Futter erhalten, ansonsten „*läßt man sie so schlecht leben*“ (ebd., S.491) Espenhain (1846) beschreibt Esel im Gegensatz zu Pferden als „*kleiner, schwächer, träger, ungelehriger, scheuer und eigensinniger*“. Er lobt hingegen deren zähe und robuste Natur sowie die Anspruchslosigkeit in der Versorgung. Allgemein würden die Tiere jedoch nachlässig versorgt, sodass sie meist „*schwächlich und unansehlich*“ seien. Nach seiner Mitteilung wurde der Esel in der Landwirtschaft oft als Transportmittel verwendet (S.283).

5.2.1.6 Zur Haltung und Nutzung von Geflügel

In der Neuzeit wurden in bäuerlichen Betrieben vornehmlich Hühner und Gänse gehalten. Enten und Tauben spielten keine besondere Rolle. Die Geflügelhaltung war auch in den Städten verbreitet. Seitens der Ökonomen betrachtete man Geflügel als „*lästiges Übel*“ und warnte vor der Haltung zu vieler Tiere. Einerseits war die Mast kostspielig, andererseits entstand häufig Schaden durch freifliegendes Geflügel (Abel, 1962, S.237f). In diesem Kontext propagiert Eckhart (1782), ein Landwirt soll nur eben soviel „*Flügelwerk*“ halten, wie

für ihn zweckmäßig und dienlich ist (S.304). Anton (1797) hält die Geflügelprodukte zwar für unerlässlich, ersucht die Landwirte aber auch um große Umsicht und Sachkunde, damit durch die Zucht kein Verlust entstehe (S.251).

Mit Einführung der verbesserten Dreifelderwirtschaft und dem Anbau großer Mengen Getreide gestaltete sich die Geflügelhaltung etwa ab dem 19.Jh. völlig anders, da nun eine höhere Anzahl von Tieren versorgt und vermarktet werden konnte (Vgl. Borchart, 1906, S.1ff). Der Wandel zu einer Industrialisierung in der Haltung von Hühnern und Gänsen lässt sich dabei deutlich dokumentieren.

Charakter und Eigenschaften von Geflügel werden kaum thematisiert. Eine der wenigen Aussagen stammt von Coler (1665), bei welchem die Gans als ein „*tölpischer/ alberer/ einfältiger unnd ungelehriger Vogel*“ bezeichnet wird (S.488). Böhmen (1655) beklagt das lautstarke Geschnatter der Gänse und erteilt zur Abhilfe den Ratschlag, ihnen Erbsen in die Ohren zu stecken, „*so werden sie Taub und Stumm*“ (S 53). Buhle (1860) zufolge werden Gänse zwar allgemein oft als dumm angesehen, sie hätten jedoch naturgemäß alle Fähigkeiten, welche sie für ihre „*einfirmigen Lebensart*“ benötigen. Außerdem seien sie sehr musikliebend und folgten der Musik überall nach (S.38f). Ein Huhn ist nach der Ansicht von Buhle (1861) demgegenüber eher „*von sanftmüthigem Betragen und geht mehr demüthig und gebückt*“ wohingegen der Hahn eine stolze Natur habe und sich als „*zärtlicher Gatte*“ fürsorglich um die Hennen kümmerge (S.12ff).

Üblicherweise lebten die meisten Hühner und Gänse frei auf den Höfen, bzw. auf den Weiden. Buhle (1861) erwähnt, dass Hühner in manchen Regionen wild und ohne jede Versorgung in den Wäldern liefen (S.16f). Die Gänseweide und somit auch die Gänsehaltung ging im Laufe des 19.Jh. durch die Aufgabe von Gemeindehütungen immer mehr zurück.

Um freifliegende Hühner am Wegfliegen zu hindern, soll man ihnen nach dem Rat von Florinus (1748) „*den einen Flügel stutzen, oder ihnen die grössten Schwing- federn ausrupfen*“, sodass sie flugunfähig werden (S.558). Auch Espenhain (1846), rät, den Hühnern „*den linken Flügel mit einem messingen Draht am Gelenke*“ zu versehen (S.124)

Für die Stallungen von Hühnern und Gänsen werden in der gesamten Epoche von allen Autoren übereinstimmend tiergerechte Einrichtung gefordert. So sollen die Hühnerställe mit Nestern versehen sein, welche an den Wänden befestigt sind und zur Eiablage dienen (Coler, 1665).

Außerdem fordert Coler Sitzstangen für die Hühner „*darauß sie deß Tags und deß Nachts sitzen*“ (S.505). Florinus (1748) verweist auf die Hygiene in den Ställen und rät, die Nester und Sitzstangen regelmäßig von den Exkrementen zu reinigen (S.558). Neben der üblichen Reinigung soll der Stall nach den Vorstellungen von Künitz (1798) wöchentlich „*mit wohlriechenden Kräutern*“ geräuchert werden (S.19). Das hält Buhle (1861) zwar für wohltuend, „*doch wegen Feuergefahr zu gefährlich*“. Sowohl für Künitz als auch sechzig Jahre später noch für Buhle scheint beim Räuchern die wohltuende Wirkung im Vordergrund zu stehen. Die Räucherung wird aber bereits in der römischen Antike als desinfizierende Maßnahme angewendet. Diese Erkenntnis scheint entweder vergessen oder durch Aberglauben überlagert, denn im christlichen Mittelalter wurden mit dem Rauch böse Geister vertrieben.

Die Stallgröße gibt Buhle (1861) für 60 Tier mit „75 Quadratfuß“ an, wobei die Ställe stets Frischluftzufuhr haben sollen (S.15f). Nimmt man für einen Fuß gleich 30,5 cm so ergeben sich aus den Angaben von Buhle ein Flächenbedarf pro Huhn von 1162 cm². Das sieht auch Gruenhaldt (1903) noch so. Er meint, eine Fläche von 0, 12 qm pro Huhn sei „ein reichliches Maß“, wobei er voraussetzt, dass die Tiere täglich Freilauf erhalten (S.80f).

Gänseställe sollen von anderen Stallungen separiert sein. Die Tiere sollten sich dort sicher vor Wildtieren aufhalten können, ihre Eier brüten und stets Einstreu haben (Coler, 1665, S.489). Fries (1874) berechnet für jede Gans „2 1/2 Quadratfuß“ Platz (ebd., S.31) Das entspricht etwa 2325 cm² je Tier und ist nur etwas mehr, als für Hühner veranschlagt wird.

Im Bezug auf städtische Hühnerhaltung legt Krünitz (1789) den Haltern nahe, „einen kleinen Verschlag von Bretern“ zu bauen, der „von Zeit zu Zeit mit trockenem Sande gefüllet wird“. Zudem weist Künitz auf die Relevanz von Sandbädern für Hühner hin (S.19).

Anton (1797) meint, ein warmer Stall für Hühner würde ihre Legefreudigkeit anregen. Um einem Parasitenbefall vorzubeugen, müsse die Stallung „öfthers gereinigt, und mit frischem Sande bestreut werden“. Das Vorhandensein von Nestern zum Eierlegen „versteht sich von selbst“, ebenso wie die Möglichkeit, die Eiablage ungestört zu vollziehen (S.252). Damit die Hühner nicht zu gedrängt auf ihren Stangen sitzen, soll ihr Stall nach Fries (1874) „hoch und luftig sein und sehr viel Raum haben“ (S.32). Die Einrichtung von Nestern sowie Sandbädern sind obligat (ebd., S.32ff). Nach der Auffassung von Fries sollen alle Arten von Geflügel stets von anderen Haustieren getrennt sein, um hygienische Probleme zu vermeiden (ebd., S.29). Das sieht Borchart (1906) anders. Er befürwortet eine gemeinschaftliche Unterbringung von Geflügel mit Pferden und Rindern. Vor allem in kleineren Betrieben werde dies oftmals praktiziert und sei „durchaus zu empfehlen“, da die Tiere „recht gute Freundschaft“ miteinander hätten (S.59). Auch benötigen Hühner in Großtierställen kaum zusätzliches Futter, da sie sich größtenteils selbst ernähren können (S.64). Die regelmäßige Gabe von Grünfutter ist für Borchart aber eine „unerläßliche Bedingung“, (ebd., S.66f).

Die Fütterung von Hühnern und Gänsen bestand bis zum Ende des 19.Jh. überwiegend aus Getreideresten und Küchenabfällen. Nach den Aussagen Colers (1665) dürfe man die älteren Gänse lediglich im Winter mit Getreide und Wasser versorgen. In den übrigen Jahreszeiten ernährten sie sich allein auf der Weide (S.493f.). Gleiches erwähnt Stiflers (1752) von ausgewachsenen Hühnern (S.303). Krünitz (1789) zufolge wird oftmals ein „Wurmhaufen“ zu Ernährung der Hühner angelegt. Ein solcher Haufen bestände aus Mist, Blut und Eingeweiden von Schlachttieren und entwickle so viele Würmer, dass die Hühner davon gemästet werden können (S.15f). Gänse benötigen nach Leopold (1795) im Winter „geschnittene oder gestoßene Moorrüben, Erdtoffeln und Gemüseabgang aus der Küche“. Daneben sollen sie auch Getreide erhalten (S.363).

Gleichermaßen erwähnt Buhle (1860), dass sich Gänse weitgehend von Gemüse- und Getreideabfällen ernähren. Im Winter könne man sie mit „bloßen Strünken von Kraut und Kohl“ am Leben halten (S.17). Hühner finden nach seiner Ansicht „auf dem Miste einen reinlich gedeckten Tisch“, sodass sie nur im Winter gefüttert werden müssten (1861, S.15). Sollte ein Landwirt mehr Tiere halten als sich von selbst ernähren können, so sei dies unökonomisch und nachteilig (ebd., S.17).

Die Fütterung von Hühnern durch Wurmhaufen lehnt Gruenhaldt (1903) als „*unhygienisch und stinkend*“ ab. Lediglich „*Regenwurmgruben*“ seien empfehlenswert (S.74f)

Nach Borchart (1906) benötigen Hühner in Großtierställen kaum zusätzliches Futter, da sie sich größtenteils selbst ernähren können (S.64). Sofern die Tiere einer zusätzlichen Fütterung bedürfen, soll das Futter jedoch unbedingt abwechslungsreich sein. Dies erhöhe „*das Wohlbefinden des Huhnes und mit desto größerem Appetite wird dasselbe seine Ration verzehren*“. Die regelmäßige Gabe von Grünfutter ist für Borchart eine „*unerläßliche Bedingung*“, während das Anlegen eines Wurmhaufes wegen „*des unerträglichen Gestanks wegen*“ nicht praktikabel sei (ebd., S.66f).

Eine in der zweiten Hälfte des 19.Jh. sich entwickelnde Futtermittelindustrie propagiert neuartige Fertigfuttermittel als besonders rentabel. So könne man nach Nagel & Huth (1907) die Tiere das ganze Jahr hindurch „*ganz ohne Auslauf und Grünfutter*“ versorgen. Der Hersteller wirbt dabei unter Angabe eines Versuches, bei dem Hühner in Stallhaltung und der Gabe von Fertigfutter erheblich bessere Leistungen gezeigt haben sollen. Die Futtermischung sei „*mehr sättigend*“ und erzeuge einen „*kräftigen Hühnerstamm, den höchst möglichen Eierrekord und eine hohe Befruchtung der Bruteier*“ (S.2ff).

Die Zuchtnutzungsdauer gibt Anton (1797) für Hühner mit etwa vier Jahren und für Hähne mit drei Jahren an. Auf 20 Hühner rechne man einen Hahn (S.251f). Nach Buhle (1861) beträgt die Altersgrenze für Hühner 10 Jahre (S.12).

Für Gänse gibt Buhle (1860) ebenfalls eine Zuchtnutzungsdauer von 4 Jahren an, hebt aber hervor, dass sie bis zu 10 Jahren „*zur Fortpflanzung tüchtig*“ seien (S.20f). Erstaunlich ist allerdings die Angabe von Buhle, nach der Gänse ein Alter von bis zu 24 Jahren, im Einzelfall bis 80 Jahren, erreichten (ebd., S.16). Demgegenüber geben Altman und Dittmer (1972) für moderne Verhältnisse eine durchschnittliche Lebensspanne für Hausgänse von 22 Jahren und ein dokumentiertes Maximalalter von 31 Jahren an (S.219).

Borchart (1906) zufolge sollen Gänse „*zur Besorgnis des Brutgeschäfts*“ zumindest zwei Jahre alt sein (S.175).

Die Aufzucht von Hühnerküken änderte sich dahingehend, dass im Laufe der Neuzeit die künstliche Bebrütung der Eier neben der natürlichen Aufzucht der Küken propagiert und vor allem in Zuchtbetrieben umgesetzt wurde.

So rät noch Florinus (1748) die Aufzucht der Küken an einem warmen Ort vorzunehmen. An schönen Tagen sollen sie Auslauf haben und „*mit der Mutter herum spazieren*“. Bei Kälte und Dunkelheit sperrt man die Küken besser im Haus sein, wo stets Heu als Ruhestätte und ein Sandbad zur Körperpflege vorhanden sein muss (S.561f). Die Küken seien mit gekochten Eiern und Getreide gut zu versorgen (Anton, 1797, S.252f).

Einhundert Jahre später sieht sich Fries (1874) veranlasst vor der künstlichen Aufzucht von Hühnern zu warnen. Bei allen Bemühungen gehe den Küken stets „*einige Sicherheit, Schutz und gute Fütterung ab, was nur eine sorgfältige Glücke zu thun vermag, die mit ihren aufmerksamen Augen und Ohren alle mit Sorgfalt überwacht, hütet und bei sich behält*“ (S.70). Zu Beginn des 20.Jh. stehen dann sicher ökonomische Erwägungen im Vordergrund, wenn Gruenhaldt (1906) rät, die Aufzucht „*in geheizten Zimmern mit schrankartigen Kükenkäfigen*“ vorzunehmen (S.97). Durch das Stapeln der Behältnisse könnten bis zu 600 Küken in einem Raum untergebracht werden, was nach der Meinung des Verfassers

hinsichtlich Belüftung und Bodenfläche grenzwertig ist (S.98f). Die Gabe energiereicher Futterrationen erwirke ferner ein beachtliches Wachstum der Küken innerhalb von vier Wochen (S.101). Auch glaubt Wulf (1907) die künstliche Aufzucht werde aufgrund ihres großen Nutzens „wohl bald zum Gemeingut“ werden (S.83). Als problematisch bewertet er dabei allerdings die zumeist drastische Bewegungseinschränkung sowie den Mineralstoffmangel durch industrielles Fertigfutter (ebd., S.84f).

Die Kastration von Hähnen wird gemäß Leopold (1795) dann vorgenommen, „wenn die jungen Hähne angefangen zu krähen“. Dabei würden ihnen „eben die Theile wie den Schweinen durch einen Einschnitt in den Leib genommen, die Kämme abgeschnitten, und die Wunden mit Asche und Butter bestrichen“ (S.385). Nach den Angaben von Buhle (1860) wird die Kastration von Hähnen im Alter von 3 Monaten vorgenommen (S.19). Borchart (1906) attackiert das häufig übliche Kastrieren von Hühnern als „grausame Prozedur“, welche „eigentlich strafrechtlich verfolgt werden“ sollte (S.89).

Zur Aufzucht von Gänsen betont Leopold (1795) ein hohes Wärmebedürfnis der Jungtiere. Viele Bauern würden daher die Küken mit in die Wohnräume nehmen (S.367f). Auch Fries (1874) meint, man solle den Tieren einen warmen Platz im Kuhstall bereiten da das Muttertier nicht imstande sei, die Kücken vor extremer Kälte zu bewahren (S.156). Stifers (1752) hält es für besser, wenn Gänse ihre Eier in den Wohnräumen legen, um sie vor Verlust und Beschädigung zu bewahren (S.301). Die Fütterung der Jungtiere erfolgt laut Anton (1797) mit Brennesseln, Eiern und Gras (S.254).

Nach der Meinung von Fries (1874) werden die Jungtiere von ihrer Mutter „außerordentlich geliebt und von ihr mit der größten Hitze gegen Feinde vertheidigt“. Das Muttertier sei jedoch nicht imstande, sie vor extremer Kälte zu bewahren, sodass man den Tieren einen warmen Platz im Kuhstall bereiten soll (S.156).

Bezüglich der Nutzung von Geflügel wurde die eine Möglichkeit Gewinne zu erzielen von den Ökonomen noch stark bezweifelt. Gegen Ende des 19.Jh. änderte sich diese Auffassung. Durch den Einsatz neuer technischer Verfahren konnten große Massen von Tieren „produziert“ und vermarktet werden. In der Literatur der ersten neuzeitlichen Jahrhunderte finden sich zahlreiche Empfehlungen zur Mast, Eier- und Fleischproduktion. So wägt Leopold (1795) noch zweifelnd ab. Die Geflügelzucht werde zwar für „eine Sache von geringem Betrachten“ gehalten, doch sei sie „wichtiger, als man glaubt“ (S.358).

Nach der Aussage von Coler (1665) werden Gänse und Kapaune durch Stopfen derart gemästet, „dass sie kaum gehen können“ (S.515). Sowohl die Bewegungsarmut als auch die Stille in den Körben habe zur Folge, „dass sie sehr fett werden“ (ebd., S.553). Für die Gänsemast empfiehlt Coler die Haltung von mehreren Tieren gemeinsam, da Gänse „allezeit beysammen seyn wollen/ und die Gemeinschaft lieb haben“ (ebd., S.495). Nach Florinus (1748) werden die Tiere zweimal täglich mit einer Masse aus Getreide und Wasser oder Bier gestopft (S.566). Die Mast in engen Körben hält er für eine „lächerliche, doch nützliche Erfindung“, welche von vielen Landwirten „noch fleißig in Ehren gehalten wird“. Dennoch ließe man die Tiere zeitweise „eine kleine Promenade thun, damit sie sich etwas ergehen, und ihre Federn zu putzen Gelegenheit und Raum haben mögen“ (ebd.). Die Praxis wird Anton (1797) zu der Empfehlung veranlasst haben, beim Stopfen der Gänse vorsichtig zu sein, damit die Tiere nicht „zu Tode gestopft“ würden (S.254). Und Leopold (1795) berichtet, die Gänse würden so einsam und dunkel wie möglich aufgestellt, um zu vermeiden, dass sie

andere Gänse hören und dadurch „*nicht gut zunehmen*“. Viele Tiere lebten derart gedrängt, dass sie kaum stehen oder sitzen und sich nicht umwenden können. Daneben würden die Gänse alle drei Stunden gestopft (S.370).

Solche Bedenken teilt Buhle (1860) offensichtlich nicht. Er betrachtet es als „*vorzügliche Mastung, die Gans in Leinen einzuwickeln, ihr blos Hals und Kopf frei zu lassen und sie dann an einem finstern Orte mit einem breiten Gurt so in die Schwebe aufzuhängen, daß die Füße den Boden nicht berühren*“. Durch Verbinden der Augen und Verstopfen der Ohren „*wird sie durch nichts gestört und nimmt zusehends zu*“. Der Erfolg sei bereits nach zwei Wochen durch eine 4 Pfund schwere Leber gedankt (ebd., S.19). Gruenhaldt (1903) sieht darin eine „*luftige Isolierzelle mit Sitzstange*“, die zu einem effizienten Mastergebnis führe. Jeder Käfig solle dabei über einen „*unterhängenden Dungkasten*“ verfügen, in dem die Exkreme aufgefangan werden (S.87).

Nach Fries (1874) leben zur Mast bestimmte Hühner in eigens dafür hergestellten Stallungen, „*worin das Thier kaum soviel Platz hat, daß es sich bewegen kann, aber ohne im Stande zu sein, sich darin umzuwenden*“. Die Tiere sitzen dabei in dunklen, warmen Räumen und werden regelmäßig gestopft (S.79). Daneben erwähnt Fries eine „*Stopfmaschine*“, welche unter Druck die flüssigen Futtermittel durch einen Schlauch in den Schnabel des Tieres verbringt, womit „*der ganze erforderliche Bedarf auf einmal in den Hals gleichsam eingespritzt wird und die Gans auf einmal so sättigt, daß sie in kürzester Zeit fett wird*“ (ebd., S.160).

Das Wohlbefinden der Tiere berücksichtigend hält Borchart (1906) das Stopfen für „*eine recht grausame Quälerei*“, welche „*jedes menschliche Gefühl unterdrückend*“ sei (S.89f). Nach seiner Auffassung soll man die Hühner zur Mast einsperren und „*reichlich gutes Futter*“ geben. Zur erfolgreichen Mastung ver helfe ein gelegentlicher Futterwechsel, der die Tiere zum Fressen anregt (S.88).

In der zweiten Hälfte des 18.Jh. legte ein Huhn etwa 4 Jahre lang „*über ein Schock Eyer*“- das sind 60 Eier - jährlich (Becher, 1778, S.734). Hundert Jahre später wird die Eierleistung eines Huhnes bereits doppelt so hoch veranschlagt. Fries (1884) berichtet von etwa 120-140 Eiern jährlich, sofern das Huhn unter 5 Jahren alt ist. Üblicherweise breche jedes Huhn nach dem Legen in „*Freudengeschrei*“ aus, womit es bezwecken will, dass man es aus dem Käfig lässt (S.44). Eine verbreitete Anschauung. Man konnte noch nicht wissen, dass das Gackern nicht mit dem gelegten, sondern mit dem Eisprung des nächsten Ei zusammenhängt.

Das Rupfen von Gänsen ist nach den Darstellungen von Coler (1665) mehrmals im Jahr üblich. Dabei hält Coler das Entfernen der Federn unter den Flügeln und an den Beinen für ungünstig, da den Flügeln dann der Halt fehle und sie zu Boden hängen (S.493). Leopold (1795) zufolge beginnt das Rupfen bereits im Alter von etwa 3 Monaten. Den Gänsen würden dabei die Federn von Brust und Bauch entfernt (S.369). Laut Fries (1874) werden die Gänse dreimal im Jahr gerupft (S.161). Borchart (1906) tituliert das Berupfen als eine „*Unsitte*“, der sich die Tierschutzvereine annehmen sollten. Den Gänsen würden die Federn viel zu früh und mit Gewalt ausgerupft, was erhebliche Schmerzen verursache. Desweiteren hindere diese Prozedur die Tiere in ihrer körperlichen Entwicklung, sodass sie mager bleiben, woraus ein wirtschaftlicher Schaden anstelle eines Gewinnes resultiere (S.177).

5.2.2 Zusammenfassung

In der Neuzeit erhöhte sich das Angebot und die Vielfalt der landwirtschaftlichen Literatur. Die landwirtschaftlichen Sammelwerke der Hausväter wichen zunehmend zugunsten der Schriften wissenschaftlicher Autoren. In der Literatur ist zudem eine Tendenz zur Spezialisierung auf einzelne Tierarten festzustellen.

Gleichsam stieg mit der Zahl landwirtschaftlicher Schriften die Reflexion über die Lebensbedingungen von Tieren in der Landwirtschaft sowie über die Umstände ihrer Nutzung. Dadurch wurde ein Einblick in die Lebensqualität der Tiere gewährt und die Umstände aufgezeigt, unter welchen die Tiere zu leiden hatten. Die wichtigsten Aspekte lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Die im Mittelalter wiederholt vorkommenden Kriege und Seuchenfälle setzten sich bis in die frühe Neuzeit fort. Aus diesen Gründen kamen unzählige Tiere zu Tode.
- Das gravierendste Problem der Tierhaltung dürfte bis in das 19. Jh. hinein der Futtermangel gewesen sein. Vor allem in den Wintermonaten war die Ernährung völlig unzureichend, sodass oftmals ganze Herden verhungerten. Die einzelnen Tierarten waren in unterschiedlichem Ausmaß betroffen, ganz besonders litten die Rinder (Vgl. Abel, Schultze, Riemann).
- Die Wertschätzung der landwirtschaftlich genutzten Tiere war an die jeweilige Nutzung gebunden.
- Hinsichtlich des Charakters der einzelnen Tierarten übernahmen die Autoren zumeist althergebrachte Auffassungen. Schweine wurden als dumm, dreckig und gefräßig (Vgl. Coler, Florinus, Duttenhofer etc.) und Schafe vorwiegend als minderbemittelt bezeichnet (Vgl. Duttenhofer, Schmidt). Demgegenüber beschrieben Autoren wie von Hohberg, Walther und Florinus die Pferde als saubere, kühne und intelligente Wesen, welche ihren Herren im Krieg besonders tapfer beistehen (Vgl. Hohberg). Coler bezeichnete Gänse als töricht und Hähne als gutmütig. Über Rinder finden sich in der vorliegenden Literatur keine Aussagen.
- Um 1800 begann die schrittweise Umstellung von der Weidehaltung zur ganzjährigen Stallfütterung von Rindern, Schafen und Schweinen. Vor allem die Ökonomen Thaer, Schwerc und Thünen befürworteten diese Reform, sie erhofften verbesserte Fütterungsbedingungen für die Tiere.
- Der Zustand in den Ställen der Schweine, Schafe und Rinder wurde von den Autoren Erkens, Adam, Claaßen und Settegast stark kritisiert. Beanstandet wurden zu hohe Besatzdichte, ungünstige Licht- und Temperaturverhältnisse sowie extrem schlechte hygienische Bedingung, die vor allem darauf beruhten, dass nur selten ausgemistet wurde. Hinsichtlich der Stallreinigung differierten die Ansichten je nach Autor und Tierart. Für Pferdeställe wurde von Autoren wie Walther oder Coler eine erheblich größere Sauberkeit als bei anderen Tierarten gefordert. Zwischen den schlechten Lebensbedingungen und der Anfälligkeit für Krankheiten sahen die Autoren Adam und Haubner einen engen Zusammenhang.

- In der Aufzucht von Jungtieren setzte sich mehr und mehr das frühzeitige Absetzen vom Muttertier durch. Vor allem Kälber wurden rasch vom Muttertier entfernt und künstlich aufgezogen, um die Milch in vollem Umfang zu gewinnen (Vgl. Leopold, Schwerz und Duttenhofer). Noch bis über das 18. Jh. hinaus wurden Mutterschafe gemolken (Von der Goltz). Im frühen 20. Jh. etablierte sich die Aufzucht von Küken in Käfigen, was von den Autoren Fries und Wolf als problematisch bewertet wurde. Mehrheitlich teilten die Autoren die Ansicht, dass Muttertier und Nachwuchs (tierartlich unabhängig) in inniger Verbindung stehen und schon deshalb nicht zu früh oder abrupt getrennt werden dürften.
- Die Relevanz pflegerischer Maßnahmen für die Gesundheit der Tiere wurde von Anton, Duttenhofer und Hink mehrfach betont. Anleitungen zur Körperpflege existieren in der vorliegenden Literatur jedoch nur für Rinder und Pferde. Aus den kritischen Anmerkungen der o.g. Autoren lässt sich schließen, dass Rinder und Pferde -wie auch die anderen Tierarten- über die grundlegende Versorgung hinaus keine Pflege erhielten.
- Die Zuchtnutzung erfolgte im Verlauf der Neuzeit bei Rindern und Schweinen im Zuge der neuzeitlichen Jahrhunderte immer frühzeitiger. Aus der Reflexion von Anton lässt sich beispielsweise erkennen, dass Kühe in einem jungen Alter eingesetzt wurden und gesundheitliche Schäden von Muttertier und Kalb die Folge waren.
- Eine gezielte Zucht führte zur Entstehung neuartiger, leistungsorientierter Rassen. Die Tiere wurden größer und der Ertrag an Fleisch, Wolle und Eiern stieg. Vor allem Schweine entwickelten einen massigen Körperbau, der zu gesundheitlichen Schäden führte (Vgl. Rhan und Schnee).
- Hinsichtlich der Nutzung von Rindern zur Arbeit dokumentierte der Autor Anton die meist zu frühe Verwendung der Tiere. Unterschiedliche Auffassungen fanden sich im Bezug auf die Arbeitszeiten bzw. Ruhezeiten der Tiere. Die Mehrzahl der Autoren beanstandete die schlechte Behandlung der im Ackerbau oder Transport eingesetzten Rinder und Pferde. Sie forderten einen freundlichen Umgang mit dem Tier sowie eine ausgewogene und ausreichende Ernährung. Die Anspannung von Rindern im Joch wurde von Eckhart, Anton, Hink und Schwabe als tierquälerisch getadelt.
- Die Mast von Rindern, Schweinen und Geflügel erfolgte auf der Weide oder im Stall. Geflügel wurde zu diesem Zweck bewegungsunfähig gemacht (Vgl. Coler, Florinus, Leopold, etc.). Die meisten Autoren empfehlen die Verabreichung billiger, energiereicher Futterstoffe.

Bis etwa zum 18. Jahrhundert blieb die landwirtschaftliche Tierhaltung größtenteils bei den Verhältnissen des Mittelalters. In dieser Zeit begann die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Landwirtschaft durch die Ökonomen und Kameralisten wie Thaer, Thünen, Leopold oder Anton. In erster Linie dokumentierten sie die problematischen Umstände der Tierhaltung, welche einen Ausgangspunkt ihrer Lehre bildeten. Die von den Ökonomen und Kameralisten entwickelten und propagierten Reformtheorien dürften zumindest den schlechten Fütterungsverhältnissen entgegengewirkt haben. Andere

Misstände wie z.B. die Überforderung der Arbeitstiere, unzumutbare Stallungen und Bewegungsmangel sind bis in das 20. Jahrhundert dokumentiert b.z.w. teilweise ein noch heute vorhandenes Problem.

Mehrfach wurde der rohe Umgang mit den - vornehmlich zur Arbeit - genutzten Tieren beanstandet (Vgl. Adam, Leopold, Koppe). Gesundheitliche Beeinträchtigung und Leiden der Tiere sowie negative charakterliche Veränderung wurden als Folge beobachtet (Coler, Adam). Insofern kann nicht – wie oft behauptet - davon ausgegangen werden, dass sich die Tierbesitzer allein der Erhaltung des Nutzwertes wegen wohlwollend gegenüber ihren Tieren verhalten haben.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass sich etwa ab dem 19.Jh. ein Trend, möglichst viele Tiere oder Produkte vom Tier in möglichst kurzer Zeit zu erhalten, deutlich abzeichnet. Das frühzeitige Absetzen von Kälbern, Ferkeln sowie die künstliche Aufzucht der Küken und die maschinell praktizierte Geflügelmast sind klare Indizien dafür. Im Zuge einer gesteigerten Produktivität und Arbeitsleistung der Tiere waren ihre Lebensbedingungen entweder ebenso schlecht wie in den mittelalterlichen Jahrhunderten oder verschlechterten sich partiell. Die Kenntnisnahme von Misständen durch Chronisten wie Anton, Duttenhofer, Adam etc. spiegelt lediglich die Situation wieder, ohne zeitgleich einen erkennbaren Effekt zu erzielen.